

ANN-CHARLOTT SETTGST



# Meister der schwarzen Kunst

Eine Erzählung um Johann Gutenberg



# DRUCKORTE ZUR ZEIT JOHANN



**MAINZ**

**1445**



**BAMBERG**

**1456**



**STRASSBURG**

**1458**



**AUGSBURG**

**1468**



**NÜRNBERG**

**1470**



**SPEYER**

**1471**



**BRÖGGE**

**1475**



**BRÜSSEL**

**1476**



**DELFT**

**1477**

# GUTENBERGS VON 1445-1481



**BASEL**

**1464**



**ELTVILLE**

**1465**



**KÖLN**

**1467**



**ESSLINGEN**

**1472**



**LÜBECK**

**1473**



**LÖWEN**

**1474**



**WÜRZBURG**

**1479**

**MAGDEBURG**

**1480**

**LEIPZIG**

**1481**







ANN-CHARLOTT SETTGAST

**MEISTER DER  
SCHWARZEN KUNST**

ERZÄHLUNG UM

JOHANN GUTENBERG

PETERMÄNKEN-VERLAG SCHWERIN

**Schutzumschlag, Einband und Illustrationen von  
Horst Schönfelder**



**Veröffentlicht 1957 unter der Lizenz-Nr. 381/325/14/57  
Petermännchen-Verlag · Alle Rechte vorbehalten  
Satz: Oswald Schmidt GmbH., Leipzig III/18/65  
Druck und Einband: Philipp Reclam jun. Leipzig III/18/170**



**Johannes Gutenberg·in·Strasburg**  
Erfinder der Edlen Buchdruckerkunst  
Anno Domini MCD·

Johann Gutenberg führte das alte Wappen der Mainzer Familie Gensfleisch, wie es auf dem Deckel dieses Buches dargestellt ist. Dieses zeigt auf rotem Felde einen gelbgekleideten Bettler, der sich auf seinen Krückstock stützt und die Gabenschale ausstreckt. Der Ursprung des Wappens ist unbekannt



**Ein reicher Patrizier und Herrscher ist Johann Fust.  
Wenn er seine blanken Gulden auf Gutenbergs Tisch zählt,  
weiß er sehr wohl, warum . . .**





**Andreas Dritzehn, ein junger Straßburger,  
will die »Schwarze Kunst« erlernen und erlebt dabei  
zunächst ein unheimliches Abenteuer.**





**Lorenz Beildeck, Gutenbergs getreuer Gefährte,  
steht manche Nacht vor der Tür und sorgt sich  
um seinen Meister.**





**Frau Nese Beildeck hat unter ihrem Pflaumenbaum einen  
Fremden entdeckt, der sich seltsam gebärdet und geschwind davoneilt.  
Ihr Sohn ist der kleine Lawel, der Gutenberg  
später einen großen Dienst erweist.**





**Meister Conrad Saspach, der Drechsler.  
Niemand weiß, was für ein merkwürdig Ding er baut . . .**





**Hans Riffe, ein Beamter der Stadt Straßburg, hat großes Interesse an dem heimlichen Werk der Buchdruckerkunst, sieht aber nur auf Verdienst und Gewinn und führt deshalb ein eigenartiges Gespräch mit seinem Bruder.**





**Der junge Andreas Heilmann ist ein Schüler und Geselle Gutenbergs. Gemeinsam mit seinem Bruder betreibt er eine der ersten Papiermühlen. Aber auch er muß sich verbergen, muß heimlich durch die hintere Pforte ins Haus schleichen.**





**Peter Schöffer, Meister Gutenbergs liebster Geselle zu Mainz, kann nicht an Herrn Fustens Haus vorübergehen, wo Gold, Reichtum und Macht locken. Er begeht die schämlichste Tat seines Lebens.**





**Dr. Humery, ehemaliger Syndikus zu Mainz,  
hält in Treue zu Gutenberg und verläßt ihn nicht  
in seinen bittersten Stunden.**



## I

Andreas Dritzehn schlich die bröckelige Stiege hinauf. Es war dämmerig, und die Stille, die das alte Haus durchzog, schien etwas Unheimliches zu verkünden. Hin und wieder nur knackte und knisterte es im Gebälk.

Der junge Straßburger ging mit vorsichtigen Schritten. Er hatte die hölzernen Unterschuhe von den Füßen gelöst, um das Klappern zu vermeiden. Lautlos huschte er auf den spitzen Tuchschnäbeln. War es nicht Vermessenheit, den Meister zu dieser Stunde zu stören? Den Meister . . .

Ein fahrender Scholar hatte ihm das verborgene Haus vor den Mauern Straßburgs genannt. Das war schon ein paar Tage her. Der Schüler war weitergezogen. Geheimnisvolle Kunde hatte er mitgebracht: Es solle ein Tränklein geben, wer das genieße, werde nimmer sterben; es solle auch einen Stein geben, der seinem Besitzer die Weisheit der ganzen Welt verheiße. Man müsse nur die Kunst verstehen und die alten Pergamente kennen, auf denen sie verzeichnet sei.

Andreas Dritzehn erschrak. Unwillkürlich zog er den Fuß zurück, der nach der nächsten Stufe tastete. Hier oben war es noch dunkler. Er sah das Gemäuer nicht mehr, an dem sich die Treppe hochzog. Die Finsternis hing wie ein Sack über seinen Augen. Aber da — da war es wieder — ein seltsam zischendes Geräusch — und jetzt — eine Flamme!

Eine blaue, zuckende Flamme erhellte für Sekunden die Treppe. Andreas erkannte, daß die Stufen noch schmaler vor ihm lagen, der armselige Rest eines Geländers hing zerbrochen in der Luft — einen

einzigem Schritt zu weit nach rechts — und der Unvorsichtige wäre in den dunklen Schacht des merkwürdigen Hauses gestürzt. Andreas fühlte ein dumpfes Pochen in der Brust. Er schmiegte sich dicht an die Mauer, deren Kühle sein dünnes Wams jäh durchdrang. Er wartete und lauschte.

»He, wer schleicht herum? Hast wohl Angst, Gesell?«

Was war das? Eine heisere Stimme kam aus der Dunkelheit. Ehe der junge Mensch antworten konnte, schoß eine rötliche Flamme durch die stickige Luft, zugleich stieg ihm ein scharfer, beizender Geruch in die Nase, er mußte husten und niesen, die Augen trännten ihm, und doch erkannte er auf dem oberen Treppenabsatz eine hohe dunkle Gestalt und dahinter eine offene Tür, die wie ein schwarzes Loch gähnte. Der Meister!

Er riß sich zusammen. Jetzt durfte er nimmer Furcht zeigen. Mit einem schnellen Sprung nahm er die letzten Stufen und prallte fast auf den Menschen, der langsam zurückwich.

»Seid Ihr der wohlgelahrte Meister der Nekromantie?« fragte Andreas.

»Der Nekromant bannet die Geister, beschwöret auch die Toten und ist der Schwarzen Kunst gar wohl kundig«, knarrte die Stimme als Antwort, »sieht also sein Auge die Welt und die Dinge, so hinter der Welt verborgen sind. Was ist Euer Begehrt?«

»Euer Schüler möcht' ich werden«, rief Andreas beherzt in die Dunkelheit hinein. Ein heiseres Lachen kam zurück. In dem schwarzen Loch der Tür zeigte sich ein dünner Lichtschein. Die dunkle Gestalt des Meisters glitt vor dem Gesellen her.

»Tretet ein, so Ihr Euch nit fürchtet!«

Andreas folgte dem Schwarzkünstler. Die glimmende Flamme ließ ein seltsames Gemach erkennen: auf einem großen Tisch standen merkwürdig geformte Tiegel, die mit allerlei Tinkturen gefüllt waren; aus einem Glas stieg ein dünner Rauchfaden empor und kräuselte sich gegen die Decke, deren Höhe sich in der Finsternis

verlor, wie auch die Tiefe des Raumes nicht zu erkennen war. Fremdartige Gerüche strömten dem jungen Andreas entgegen. Er atmete schwer.

»Setzet Euch«, lud ihn der Meister ein und wies auf einen alten dreibeinigen Stuhl. Lautlos umschritt er den Tisch, warf ein Pulver in die Flamme, die heller aufsprühte. Andreas sah jetzt das Gesicht



des Mannes. Es war hager und weiß, als sei alles Fleisch von den Wangen gefallen. Schwarze Augen funkelten aus tiefen Höhlen, und im jähen Aufleuchten des Lichtes sah der Gesell neben dem Kopf des Meisters einen zweiten, der mit lippenlosen Zähnen grinste – einen Totenkopf.

Der Schwarzkünstler lachte leise, als er das Erschrecken seines zukünftigen Schülers bemerkte. Seine dunkle Gestalt schob sich ein wenig zur Seite, die Hand des Meisters griff nach dem Schädel, und Andreas erkannte, daß der Totenkopf auf einem niedrigen Schrank gestanden hatte. Der Meister legte ihn auf den Tisch, holte dann – immer noch schweigend – einen kleinen Käfig aus geflochtenen Ruten hervor, dem eine graue Kröte entstieg. Das Tier blinzelte mit seinen goldgeränderten Augen.

»Wer die freien Künste will betreiben, muß gar wohl kennen Totenbein und Krötenherz. Ist solches zu vielerlei Dingen gut und nützlich«, sagte der Meister endlich.

»Möcht von Euch lernen, wie man das Tränklein des Lebens braut und den Stein der Weisheit ausgrabe«, entgegnete Andreas kühn.

Der Schwarzkünstler wiegte den Kopf hin und her. Gelblichweißes Haar fiel ihm in die Stirn.

»Sind mancherlei Ding' – sind geheime Ding'«, murmelte er. Dann beugte er sich plötzlich über den Tisch. Sein Gesicht näherte sich dem seines Gastes.

Andreas Dritzehn sah das Antlitz des Meisters auf sich zukommen. Ein böses Glitzern war in den dunklen Augen.

»Item die Geomantia, so aus Sand und Erde saget die Zukunft, item die Chiromantia, so die Linien der Hand deutet, item die Pyromantia, so aus dem Furio herausblaset das Geschick des Menschen . . .«

Andreas, verwirrt von dem Gemisch geheimnisvoller Worte, starrte den Schwarzkünstler an. Es war ihm dabei, als könne er

seinen Blick nicht wieder von dem des Meisters lösen. Er versuchte es, aber es gelang ihm nicht.

Die Stimme des Nekromanten hatte indessen alles Knarrende und Heisere verloren. Sie war sanft und schmeichelnd geworden. Man wurde müde beim Zuhören.

»Ist's nit so, daß Ihr auch begehret, Gold zu gießen aus unedlem Metall?« fragte der Schwarzkünstler plötzlich lauernd. Gold... Aus unedlem Metall Gold... Gleißte es nicht dort hinten im finsternen Winkel? Schimmerte es nicht in den Tiegeln und Retorten? Gold... Ja, Gold hieß der Stein der Weisen, Gold hieß der Schlüssel, der die ganze Welt aufschließt, Gold... Gold!

Und der Meister besaß den Schlüssel, kannte das Geheimnis und— war wohl bereit, es Andreas Dritzehn mitzuteilen, ihn zu seinem Schüler und Gefährten zu machen.

Ein Schwindelgefühl überkam den jungen Straßburger. Er streckte die Hände nach dem vermeintlichen Gold aus, seine Fingerspitzen stießen gegen den Totenschädel. Im gleichen Augenblick war das Gemach von einem schweren, süßlichen Duft erfüllt, ein Brausen und Klingen war ringsumher, Lichter flackerten hell.

Dann hing eine gespreizte Krallenhand in der Luft, und Andreas spürte einen harten Schlag im Genick.

»Der Satanas!« durchzuckte es ihn, und er versank in eine tiefe Dunkelheit.

Ein Maientag des Jahres 1437 stieg über Straßburg auf. Langsam schälte sich das Münster aus dem Dunst des Frühnebels. Das Kupferdach begann zu leuchten, Laufrippen und Wasserspeier schimmerten im Morgenlicht. Über den Rhein blies ein frischer Wind und schob das letzte Nachtgewölk vom Himmel. Die Sonne stieg höher und spiegelte sich in den Butzenscheiben der alten Häuser. Behäbige Bürger blinzelten dem Morgen entgegen, reckten sich auch wohl und wischten den Schlaf aus den Augen.



Johann Gensfleisch zum Gutenberg war längst wach. Unruhig durchschritt er seine Werkstatt. Auf dem breiten Arbeitstisch nahe dem Fenster lagen allerlei merkwürdige Metallstempel, viereckige kleine Blöcke, in die je eine Letter hineingeschnitten war, dicke Bücher, deren Pergamenteinbände vom Alter gebräunt waren, ein Blasebalg, ein Hammer, größere Bleistücke.

Johann Gutenberg trat an das Fenster. Metallsplitter knirschten unter seinen Füßen. Er stieß die Flügel auf und ließ die frische Morgenluft ein. Im Sonnenlicht glitzerte das stumpfe Blei ein wenig. Der Mann nahm es in die Hand, betrachtete es, wendete es hin und her, nickte wie zustimmend mit dem Kopf und legte es auf den Tisch zurück. Der Ärmel seines dunklen Mantels streifte die alten Bücher. Ein karges Lächeln huschte um seinen schmalen Mund. Er schlug einen der gewichtigen Bände auf. Vorsichtig glitten seine Fingerspitzen über die schöngemalten Buchstaben.

»Haben viel Zeit in den Zellen ihrer Klöster... Tauchen das Schreibrohr tief in die Tinte und malen Letter um Letter... Die Mönche mögen des Lateinischen kundig sein – das Volk ist's nim-

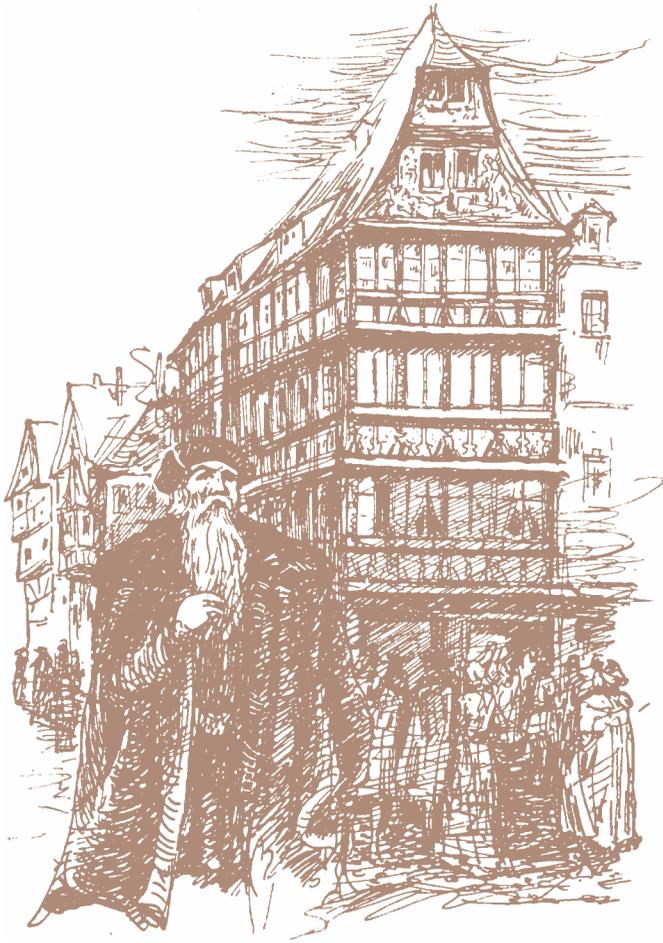
mer . . . Hat auch schwerlich die Gulden, um Bücher zu kaufen . . .«  
murmelte er. Behutsam klappte er die Deckel zusammen. Bevor er  
den Raum verließ, warf er noch einen Blick auf den niedrigen  
Herd in der Ecke der Werkstatt. Das Feuer war erloschen. Ein  
wenig graue Asche lag auf den Steinen zwischen geschmolzenen  
und wieder erkalteten Metalltropfen.

Johann Gutenberg verschloß sorgfältig die Tür.

Er verließ das Haus, das zu St. Arbogast vor den Mauern der  
Stadt stand. Innerhalb der Mauern war kein Platz für den Mainzer,  
der seine Vaterstadt verlassen hatte, da Patrizierstreit ihn vertrieb.  
Seit drei Jahren lebte er als Fremder, als Hintersaß, in Straßburg.  
Seit drei Jahren ging er einem sonderbaren Gewerbe nach, von dem  
niemand ahnte.

Er schlug den Weg nach dem Tor ein. Er ging mit ruhigen  
Schritten. Die noch kühle Morgenluft wehte um seine heiße Stirn.  
Wenig Schlaf nur hatte er in der Nacht gefunden, da tat es jetzt  
gut, ins Freie zu gehen. Er atmete tief und versuchte, die quälenden  
Gedanken zum Schweigen zu bringen. Bis zur Krämergasse war es  
noch ein Stück Wegs, da wollte er nichts als schauen und lauschen,  
wollte zusehen, wie die Bürger aus den Häusern traten, wie Werk-  
statt und Kaufgewölbe die Tore öffneten und wie die Sonne die  
alten Häuser vergoldete. Er wollte Menschenstimmen hören, fröh-  
liche und traurige, und Vögel, die in den Gärten sangen, wo das  
Maiengrün über das Gemäuer lugte.

Plötzlich stockte der Schritt Meister Gutenbergs. Unter einem  
Busch, nahe einem sumpfigen Wasserarm, deren es viele in Straß-  
burg gab, hatte er etwas Dunkles, Zusammengekauertes entdeckt.  
Er trat näher und fand einen Menschen, der sich unruhig im Grase  
hin und her wälzte. Sein Antlitz war gerötet wie von der Glut eines  
bösen Fiebers. Wirr hing ihm das Haar in die Stirn. Er warf sich  
auf die Seite, zog die Beine an den Leib und wehrte mit den Händen  
etwas Unsichtbares ab.



»Gold! Gold!« flüsterten seine Lippen. Seine Brust dehnte sich unter der enggeknöpften Schecke, dem kurzen, anliegenden Rock. Hätte ihn ein Furchtsamer dort gefunden, er möchte scheu das Kreuz geschlagen haben über den Besessenen und eiligst weitergegangen sein! Meister Gutenberg aber beugte sich zu ihm nieder, hielt seinen zuckenden Arm fest und fühlte nach dem Puls des Unglücklichen. Dann ergriff er ihn bei den Schultern und rüttelte ihn.

»He, was ist denn? Wachtet doch auf, Gesell!« sagte er laut.

Beim Klang dieser Stimme wurde der Fremde ruhiger. Er murmelte noch ein paar abgerissene Worte und schlug die Augen auf. Über sich sah er den blauen Himmel und ein ernstes, gutes Gesicht, das ihm zunickte.

»Gold?« fragte er noch einmal und wunderte sich über den rauhen Klang seiner Stimme, die ihm selbst fremd und unbeholfen erschien.

»Nun freilich! Das reine Gold ist's, das die liebe Sonne uns heute bescheret«, sagte Johann Gutenberg lächelnd, »Ihr habt wohl einen bösen Traum gehabt, denk ich.«

Der junge Mensch strich sich über die Stirn und setzte sich aufrecht.

Einen Traum? Was war es doch gewesen? Eine Stiege – ein dunkles Gemach – ein zuckendes Flämmchen – seltsame Gerüche... Plötzlich wußte er alles. Die Erinnerung kam zurück, aber er wurde allein nicht damit fertig. Wie Fliegen in einem Spinnennetz zappelten seine Gedanken. Er mußte sie jemanden mitteilen, er mußte über das sprechen, was ihm begegnet war, koste es, was es wolle!

Johann Gutenberg hatte sich neben Andreas in das Gras gesetzt. Schweigend hörte er der etwas verworrenen Rede zu, nickte nur manchmal und sah auf das trübe Wasser.

»Wie ich hierherkommen bin, weiß ich nit«, schloß der junge Dritzehn endlich und blickte sich scheu um, als hätte ein anderer seine Erzählung mit angehört. Dabei war auch Meister Gutenberg

ein völlig Fremder; Andreas wußte nicht einmal den Namen des Mannes, dem er sich anvertraute, nur weil der sich hilfreich zu ihm gewandt hatte.

Als Gutenberg noch immer schwieg, kroch Zweifel hoch im Herzen des Andreas. Es war ein gefährliches Gespräch, dem ein Hexenprozeß, Folter und Tod folgen konnten. Aber der Mann neben ihm hatte gütige, warme Augen.

»Kann's mir schon denken, wie Ihr hergekommen seid, Andreas Dritzehn«, sagte er endlich. »Ihr könnt auch dem lieben Gott danken, daß er ein Sträuchlein wachsen ließ nahe dem Wasser und daß dieses Sträuchlein Euch auffing. Hättet wohl sonst dort unten gelegen und nimmer reden können. Schlechten Rat gab Euch der fahrende Schüler — wie denn solche auch nur Narretei und schändlich Werk treiben, damit sie dem Volk das sauer verdiente Geld aus dem Beutel locken. Übel ist's auch, daß Ihr, ein gescheiter junger Mensch, Euch zu jenem Schalk begeben, der sich gar Meister der Schwarzen Kunst nennt — und ist doch nur ein erbärmlicher Wicht!«

»Ihr glaubt nit an die Nekromantie?« fragte Andreas erschrocken. Gutenberg lächelte.

»Nein.«

»Aber die Kunde geht um vom Wasser des Lebens und dem Stein der Weisen!«

»Und vom Satanas, der seine Diener alle Zauberweisheit lehret, gelt? Ist schon recht, Andreas, aber solche, die wirklich seine Diener sind, die hocken nimmer in dumpfen Alchimistenküchen, die belohnt er mit Reichtum, den sie auf Kosten anderer erwerben. Es ist auch ein gar gutes Ding um das Wasser des ewigen Lebens und den Stein der ewigen Weisheit — hab mitunter selber geglaubt, sie zu finden.«

»Ihr? So seid auch Ihr ein Meister der Schwarzen Kunst?«

Gutenbergs Blick verlor sich in der Ferne. Er sah, wie sich die verschlossenen Bibliotheken der Klöster aufgaben, wie der Schatz

des Wissens gehoben wurde. Er hörte das Geräusch einer Druckpresse, engbedruckte Bogen fügten sich zu Büchern, Hände griffen nach diesen Büchern — nicht nur die weißen, feinen Hände der Gelehrten, auch harte, große Hände mit Schwielen der Arbeit schlugen Seite für Seite um. Die Erkenntnisse der Wissenschaft verwandelten sich zu Buchstaben, die Lettern vervielfachten sich, die gedruckten Werke wurden hinausgetragen in die ganze Welt; aus dem alten Wissen formte sich das neue, und der Strom rann dahin wie das Wasser des ewigen Lebens.

Aber bis dahin war noch ein weiter Weg, dem es nicht an Dornen-  
gestrüpp fehlen würde. Was wußte der junge Dritzehn davon! Der dachte an Zaubermacht und an Gold.

Johann Gutenberg wandte sich wieder Andreas zu.

»Hab mit der Schwarzen Kunst nichts gemein — und wenn es eine Schwarze Kunst mag geben, so ist sie für mich nimmer ein Zauberding«, sagte er langsam, »glaub auch schwerlich, daß man die unedlen Metalle könnt wandeln und umschmelzen zu Gold. Gehöre selbst der Goldschmiedezunft an, wenn sie mich allhier in Straßburg auch einen Nachconstofeler nennen, der nur ein halbes Mitglied der Zunft ist — denn ich hab nit das Bürgerrecht Eurer Stadt.«

»Es soll unter den Häusern ein geheimer Strom dahinfließen, darin sich Körnlein aus purem Gold mögen finden lassen«, flüsterte Andreas.

»Mag sein, daß der Alpenstrom Gold mit sich führt. Fließt auch noch manches Wasser unterirdisch durch Straßburg. Bringt aber nur Fieber und Krankheit.« Gutenberg erhob sich. Auch Andreas reckte die steifen Glieder. Ihn fror plötzlich. Das kühle Lager in der Mainacht schien ihm übel bekommen zu sein.

»Will mir jetzt Euren Goldgießer und Zaubermeister einmal beim hellen Licht des Tages besehen«, sagte Johann Gutenberg, und als er das erschrockene Gesicht seines jungen Gefährten sah, lächelte

er: »Ihr könnt derweil in der Gasse warten, wenn Ihr Euch fürchtet!«

Sie brauchten nicht weit zu gehen. In der Morgensonne wirkte das düstere Haus, darin der »Meister« wohnte, nur noch als ein halbzerfallenes, morsches Bauwerk. Vor der Tür stießen sie auf bischöfliche Knechte, die ihnen die gekrümmten Eisenspitzen ihrer Hellebarden entgegenhielten.

Andreas Dritzehn wich zurück, aber Johann Gutenberg wandte sich freundlich an die Männer.

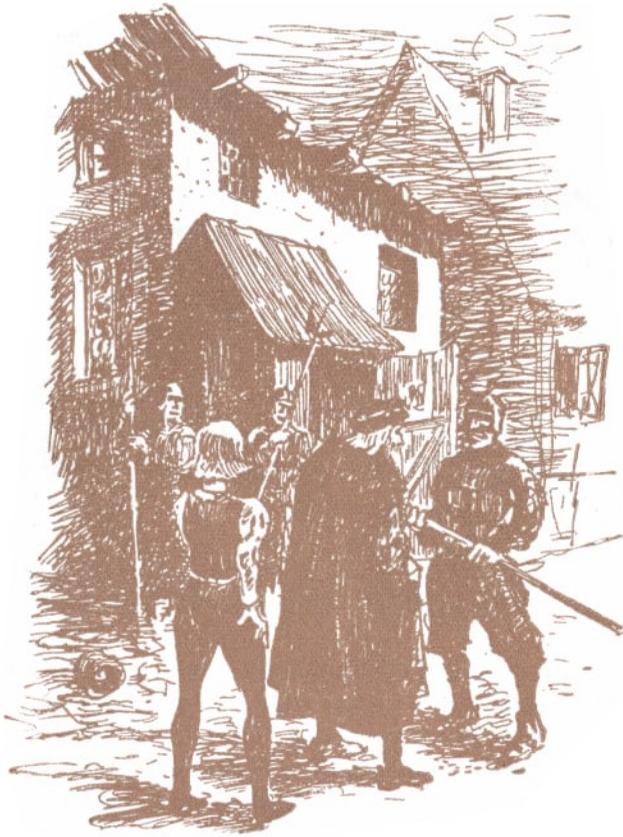
Da erfuhr er, daß Seine Gnaden, der Bischof, den Hexenmeister und Alchimisten im Morgengrauen zur peinlichen Tortur hatte abholen lassen wollen – aber der »Meister« war verschwunden. Hatte auch alles Wertvolle seiner Habe mit sich genommen und nichts zurückgelassen als ein paar zerbrochene Gläser, ein wenig Asche auf dem Herd und ein paar orientalische Pülverchen, damit man einen Menschen betäuben kann bis zur Bewußtlosigkeit.

Zu St. Arbogast aber flüsterte man, der geheimnisvolle Meister der Schwarzen Kunst habe einigen hohen Herren versprochen, er könne ihnen Gold machen, soviel sie nur begehrten, habe aber zunächst gute Gulden von ihnen verlangt, um Metalle und Werkzeug zu beschaffen. Die Gulden waren gezahlt worden, das Gold hatten sie nimmer zu sehen bekommen.

»Da seht Ihr, welcher Zauberkunst Euer Alchimist fähig war«, lachte Johann Gutenberg, als er mit Andreas durch das Tor schritt, und da der junge Mensch beschämt den Kopf senkte, fuhr er ernst fort: »Möcht nur noch eines von Euch hören: Warum begehrt Ihr nach Zauberkunst, wo doch die wahre Weisheit und das wahre Wissen eines jungen Kopfes wohl würdig wären.«

»Möcht etwas lernen, was noch keiner vordem kannte, möcht etwas schauen, was voller Wunder ist!« stieß Andreas hervor.

»Gehört harte Arbeit und Geduld dazu, wenn es ein Wunder werden soll – und dann ist es nimmer ein Wunder«, sagte Guten-



berg. Andreas verstand ihn nicht. Er spürte nur wieder den Blick der guten Augen, die ihn jetzt prüfend anschauten.

»Geht nun nach Hause und trinket einen heißen Würzwein, damit Euch die Nacht keinen Schaden tut«, mahnte der Goldschmied, »und wenn Ihr einmal wieder Gelüste habet nach der

„Schwarzen Kunst“, so möget Ihr beim Meister Gutenberg einsehen. Sag Euch aber gleich, daß Euch dort nichts ohne Eurer Hände Mühlen zuteil wird.«

Andreas Dritze sah ihm nach, bis er um die nächste Häusercke verschwunden war. Er stand mitten auf der Straße. Ein paar Mädchen, die vom Brunnen kamen, drehten sich kichernd nach dem jungen Menschen um. Er mochte ein seltsames Bild abgeben in seiner verdrückten Kleidung, der knappen Schecke, den engen Hosen und den langen Schnabelschuhen nach der neuesten burgundischen Mode. Hatte er vielleicht einen berausenden Trunk getan und wußte nicht, ob er nach rechts oder nach links seines Weges gehen sollte?

Johann Gutenberg schritt in die Krämergasse hinein. Die Gasse war eng. Schmale, hochgiebelige Häuser drängten sich aneinander. Aus einem geöffneten Fenster lugte ein grauer Kopf: der Drechslermeister Conrad Saspach wartete schon eine gute Weile auf einen seltsamen Kunden.

Wenig später stand Gutenberg in der Werkstatt vor einem eigenartig geformten Gerät. Eine Kelter war es nicht, auch keine Papierpresse.

Meister Saspach hatte die Tür verriegelt und den Gesellen fortgeschickt. Auch das Fenster war wieder geschlossen, und der Geruch frischen Holzes durchzog den Raum.

»Ischt's Euch recht so, Henne?« fragte der Drechsler.

»Die Schraube muß größer sein, Conrad, und sehet hier, die untere Druckplatte muß sich leicht ausfahren lassen, damit's schneller und besser geht, wenn ein neuer Bogen abgehoben wird. Müsset mir auch noch einen Klapprahmen bauen, womit ich das Papier kann festhalten während des Druckes.«

Saspach nickte und maß die Längen aus. Die Presse glich einem Tisch, auf dem sich ein Schlittengestell befand.

»Sind die Lettern aneinandergereiht zu der Seite eines Buches,



so muß sich der Satz gut lassen ein- und ausfahren«, murmelte Gutenberg. Der Drechsler sah ihn verständnislos an.

»Müset halt wisse, was Ihr zu tun habet, Henne Gutenberg«, sagte er bedächtig und verrückte einen der beiden Holzbalken, die über dem Schlitten angebracht waren. Er berührte den Schwengel, der eine Holzspindel in Bewegung setzte.

»Weiß es auch, Conrad. Schauet her: Hierunter kommt der eiserne Tiegel, der auf das nasse Papier drückt und es fest auf den Satz der Lettern preßt. Müset es aber gar genau berechnen, darf nit ein lützel überstehen!«

»Ischt gut. Soll bei mir nit fehle.«

Conrad Saspach verhüllte die Presse sorgfältig mit einem großen Laken. Die beiden Männer gingen durch die Werkstatt. Ihre Schritte hallten durch den Raum. Bevor der Drechsler den Riegel von der Tür schob, zögerte er.

»Henne —?«

»Plaget Euch wieder der Zweifel, daß ich's nimmer zwingen könnt?« fragte der Mainzer.

Die Hand des alten Drechslermeisters ruhte auf der Schulter des Gutenberg.

»Ischt halt ein schwerer Weg, Henne. Hat sich schon mancher im Drucken versucht . . .«

»Ja, ja! Sind Lettern geschnitten in Platten aus weichem Buchenholz und abgedruckt worden auf Pergament, starre Lettern, die man nimmer herauslösen kann. Mußt Hunderte von Holzplatten schneiden, so du ein Buch willst drucken. So aber die Lettern beweglich sind, kann man sie allweil neu verwenden und neu zusammensetzen. Sorgt Euch nit um mein Werk, Meister Saspach. Mag sein, daß es noch lange währt, bis die ersten Büchlein hinausgesandt werden. Mag sein, daß es bald geschieht.«

»Würd Euch gern helfen, Henne. Hab aber selber nit viel. So Ihr zu Werner Smalriem gehen wöllet — er wird Euch gute Gulden borgen.«

Gutenberg nickte. Ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund. »Gulden, Conrad, allweil viel Gulden . . . Müßt neu Metall einhandeln, neu Gezuge, so nötig ist, um die Lettern zu schneiden. Ich dank Euch für Euren Rat und Eure Hilfe.«

Mit einem festen Händedruck nahmen sie Abschied voneinander. Der Drechsler verstand nicht viel von der Kunst Gutenbergs, die dieser so geheim hielt. Er baute die Presse nach seinen Angaben und schwieg über alles. Mochte Henne treiben, was er wollte, böses Werk war es gewiß nicht. Vielleicht wurde wirklich etwas Großes, etwas unendlich Gutes daraus.

Als Saspach den Riegel zurückschob, war es den beiden, als hätten sie einen leichten Schritt vernommen. Aber der dämmerige Flur war leer.

Johann Gutenberg trat auf die Straße hinaus und wandte sich heimwärts. Er bemerkte den Mann nicht, der sich, eng an das Gemäuer geschmiegt, in dem dunklen Torbogen des Nachbarhauses verborgen hielt und ihm lauernd nachsah. Um seinen breiten Mund flog ein hämisches Lächeln.

Die Sonne hatte sich früh hinter Wolken verkrochen. Der Gebirgszug des Wasichen verschwamm im grauen Dunst, über dem Schwarzwald stiegen blaugraue Türme auf. Es war unnatürlich schwül für einen Tag im Mai. In den Gräben stank das sumpfige Wasser.

## II

Andreas Dritzehn ließ den Schleifstein ruhen. Zwischen seinen Fingern glitzerte ein schöngeformter Saphir. Licht brach sich in dem blauen Stein und schimmerte auf den Händen des Gesellen. Er legte ihn sorgfältig in das Kästchen, darin Rubine wie Blutstropfen funkelten und das zarte Grün der Smaragde glänzte. Andreas stützte den Kopf in die Hände und blickte müde vor sich hin. Ein Jahr war vergangen, seitdem er an Meister Gutenbergs Tür gepocht hatte. Zur Pfingstzeit geschah es, als in den Dörfern der fröhliche Lärm des Pfingsttrittes erklang, buntgeschmückte Burschen auf buntgeschmückten Pferden nach Ringen und Kränzen stachen wie die Ritter auf ihren Turnieren, als die Bauern in die Stadt kamen und nach alter Sitte in ihrer Prozession die lustigen Mummengestalten des Wilden Weibes und des Hirz von Geispitzen mit sich führten. Da war auch Andreas hinausgegangen vor das Tor, hatte mit den jungen Menschen unter dem Maienbaum getanzt — und war doch nicht recht fröhlich gewesen. Was nützte es ihm, daß er der Sohn wohlbegüterter Straßburger Eltern war. Sie hatten ihn und seine Brüder früh allein auf der Welt gelassen. Das Erbe war geteilt, die Brüder gingen ihren eigenen Geschäften nach, und Andreas blieb einsam im väterlichen Hause. Gelernt hatte er nichts, doch war er wißbegierig und wollte gern eines großen Mannes Schüler sein. An den »Meister der Schwarzen Künste« und dessen schmähliche Flucht dachte er mit Unbehagen. Der Goldrausch war schnell genug verflogen, und Meister Gutenberg lehrte den jungen Andreas erkennen, daß Gold und Reichtum nur dann gut und wertvoll sind, wenn sie der ganzen Menschheit zum Nutzen werden. Wen aber verstand Johann Gutenberg unter der Menschheit? Auch die Fahrenden, auch die Elenden der Landstraße, die Armen, die Bresthaften, um die sich keiner kümmern mochte?

Andreas Dritzehn, der trotz seiner Jugend nicht fröhlich gewesen

war, weil es ihm an einer Aufgabe fehlte, hatte sich noch am Abend des Pfingsttages gen St. Arbogast aufgemacht, und der Meister nahm ihn als seinen Gesellen an.

Hatte Andreas aber geglaubt, geheimes Wissen und geheime Kunst bei ihm zu erlernen, so sah er sich darin getäuscht. Kunstvolle Spiegel stellte der Goldschmied Gutenberg in seiner Werkstatt her, verstand es auch, Edelsteine zu schleifen und zu polieren, verdiente damit sein Geld und ging seinem Gewerbe nach wie jeder andere Handwerksmeister.

Und doch gab es ein Geheimnis in seinem Hause. Der kleine Raum, der hinter der Werkstatt lag, blieb verschlossen. Oft ließ Johann Gutenberg seinen Gesellen allein wie heute, und diesem schien dann die Stille des Morgens schier unerträglich.

»Fühlst dich nit wohl, Andreas?«

Dritzehn erschrak ein wenig, als er Meister Gutenbergs schwere Hand auf seiner Schulter spürte. Er hatte sein Eintreten überhört, da er allzusehr seinem Sinnen nachhing.

»Dank Euch, Meister, es geht schon.«

»Gefällst mir nit recht in den letzten Wochen, Andreas. Bist bleich und dünn geworden. Hockest am End gar zu lange am Werk-tisch?«

Andreas schüttelte den Kopf. Er sah dem Goldschmied fest in die Augen.

»Könnt leicht noch länger schaffen«, stieß er hervor, »wollt aber gern, daß ich ein ander Ding möcht lernen, so hinter der Tür verborgen gehalten wird, weil der Meister nimmer dem Gesellen vertrauen mag.«

»Gräm dich nit drum, Andreas! Ist die Stund kommen, soll auch dies Türlein aufgetan werden. Mußt nur erst wissen, wer mein Gesell ist.«

»Und – habt Ihr ihn dessen würdig befunden?« fragte der junge Dritzehn.

Gutenberg nickte langsam. Er nahm die Steine aus dem Kästchen und hielt sie prüfend gegen das Licht. Die gleißenden Kristalle rannen durch seine Hände und sprangen dann auf den Tisch. Andreas fing sie schnell auf.

»Aber Meister! Ihr tut gar, als sei es Sand von der Straße. Sind doch Kleinodien, so sie erst gefasset sind in edel Goldwerk!«

»Kleinodien...« — um Gutenbergs Mund gruben sich zwei scharfe, bittere Falten. »Eitel Tand ist's für die Damen und Herren, die Fürsten und Bischöfe, so sie in Ringlein und Ketten tragen. Mach nit so ein erschrocken Gesicht, Andreas — sprech halt wie ein Ketzer, gelt? Ja, ja, zieret mancher funkelnde Stein auch die goldgetriebenen Pokale und Geräte im Schatz der Kirche und ist auch Labe für das Auge, das nach dem Schönen suchet. Hab's nit so gemeint, daß all Gold und Edelstein sei gleich Sand. Und doch sag ich dir: Tu es fort jetzt, Andreas, werden jetzt genug zu tun bekommen, andere Kleinodien zu heben aus Metall, so nit Gold und nit Silber sein wird. Werden schleifen und stanzen und putzen. Kleinodien, Andreas, nit nur für viele zum Anschauen und für wenige zum Besitzen — nein, für alle!«

Andreas Dritzehn lauschte der Rede seines Meisters. Er wußte nicht, was sie bedeuten mochte, aber er ahnte, daß er schon auf der Schwelle der verschlossenen Tür stand.

Gutenberg verwahrte die Steine in einer Truhe. Während der schwere Deckel zuklappte, vernahm Andreas ein Geräusch. Es pochte.

»Meister —«

»Hab's schon gehört, Andreas! Werden Riffe und Heilmann sein.« Er öffnete und begrüßte die beiden Männer.

Hans Riffe, der Vogt zu Lichtenau, trug einen weiten, faltenreichen Mantel, der seine Gestalt völlig verhüllte. Die langen Ärmel waren längsseits aufgeschlitzt und streiften den Fußboden. Klein

und gelblich krochen die Hände aus dem dunklen Stoff, gelblich und mager war auch das Antlitz des Mannes.

Der junge Heilmann, der wie Dritzehn Andreas hieß, hatte nur ein kurzes, flatterndes Mäntelchen um die Schultern gelegt. Seine Augen blitzten erwartungsvoll.

Die beiden waren keine Fremden für den Gesellen. Sie waren oft gekommen in der letzten Zeit, hatten beim Meister Gutenberg wie Andreas Dritzehn das Schleifen der Edelsteine erlernt. Bei dem jungen Heilmann, der kein anderes Handwerk ausübte, mochte es wohl erklärlich sein; warum der Vogt seine Mußestunden für die Edelsteinschleiferei hergab, hatte Andreas Dritzehn nie verstehen können.

Gutenberg musterte den schweren Mantel des Mannes. Ein leiser Spott glomm in seinen Augen.



»Tuet gar, als blase der winterliche Schneesturm durch Straßburg und als sei's nimmer Sommer«, meinte er. Der Vogt entledigte sich des Kleidungsstückes und antwortete nicht. Meister Gutenberg trat jetzt vor die drei. Von einem zum anderen glitt sein Blick. Er sah jeden fest und ruhig an, als wolle er ihn noch einmal prüfen.

»So seid Ihr also zu mir gekommen — Ihr, Hans Riffe, du, Andreas Heilmann, und du, mein Gesell Andreas Dritzehn. Hat auch ein jeder von Euch mich gebeten, ich möchte ihn die geheime Kunst lehren, die ich bis heute vor Euch verborgen hielt, weil die Stunde noch nit reif war. Ist auch jetzt noch nit das Werk vollendet, stehet gar erst im Anfang, und doch scheint es mir gut, wenn nit allein zwei Hände daran schaffen. Muß Euch aber bitten, bevor ich's Euch kundgebe und zeige, den Schwur zu tun, die Kunst geheimzuhalten



vor jedermann; denn nit eher mag ich sie den Menschen zu eigen geben, als sie vollkommen und ohne Fehl ist! Könnt sonst leicht sein, daß habgierige Pfuscher übel daran täten.«

Meister Gutenberg hatte geendet. Schwer lastete die Stille in dem Raum, daß nur das feine Surren zarter Insektenflügel gegen die bleigefaßten Butzenscheiben der Fenster zu hören war.

Dann hoben die drei Männer langsam die Hand zum Schwur. Johann Gensfleisch zum Gutenberg schloß die Tür zu dem geheimnisvollen Nebenraum auf.

Frau Nese Beildeck wunderte sich, als ihr kleiner Lawel in die Küche stolperte. Dem fünfjährigen Buben liefen die Tränen über das Gesicht.

»Mußt doch nit weine, Lawel! Bist schon so groß und heulst wie ein klein's Kindle«, sagte Nese und strich über den Krauskopf des Jungen.

Der Bub zuckte vor Schmerz zusammen, als die Mutter ihn berührte.

»Mit e Steckle hat er mich geschlage«, schluchzte der Kleine.

Frau Nese vergaß, den Fisch umzuwenden, der im Öl brutzelte. Sie hatte Lawel hinausgeschickt, damit er draußen spiele. Still und menschenleer war es vor dem Hause gewesen.

»Wer hat dich geschlage?« fragte sie besorgt und löste den Kittel von der Schulter des Buben. Sie erschrak, als sie die roten Striemen auf der Haut des Kindes bemerkte.

»Bin um's Haus gelaufe und hab nachschaue wolle, ob der Reimbolt nit möcht komme«, erzählte der Junge stockend, »ischt dort ein fremder Mann gestande, da bin ich hingelaufe und hab gefragt, ob er zum Meister wolle. Hat aber nur ein bös Gesicht gemacht und ischt mit seinem Steckle auf mich losgange!«

»Ein fremder Mann?« Nese Beildeck schob mit einer schnellen Bewegung den Buben beiseite, verließ die Küche und hastete über

den Flur. Mit wenigen Schritten hatte sie die Straße erreicht. Schnell lief sie um das Haus, das ein wenig abseits lag. St. Arbogast schien ausgestorben zu sein, kein Mensch war zu sehen, nur der sommerliche Wind regte sich in dem Blattwerk der Büsche, die hier und dort zwischen den verstreuten Gebäuden wuchsen. Still träumte auch das Gärtlein hinter dem Haus, wo Rosmarin und Liebstöckel einen zarten Duft ausströmten.

Schon wollte die Frau sich zurückwenden, als sie einen Mann erblickte, der sich hinter einem Pflaumenbaum zu verbergen suchte. Der dünne Stamm deckte ihn kaum. Nese Beildeck sah einen jungen Burschen. Er war barhäuptig, dunkles Haar fiel ihm ins Gesicht.

»He, was treibt Ihr dort? Die Pflaumen sind noch nit reif und sind auch nit für Euch gewachse!« rief sie und sprang beherzt hinzu. Ein wütender Blick aus schwarzen, unsteten Augen traf die Frau;

ehe sie's hindern konnte, war der Bursch aus dem Garten gesprungen und rannte davon, als sei der Teufel hinter ihm her. Er war mit einer braunen Shecke bekleidet und trug Hosen aus zweifarbennem Tuch.



Als Nese Beildeck in ihre Küche zurückkehrte, quollen ihr Rauchwolken entgegen, schwarzgebrannt zischten die Fische in der Pfanne. Der kleine Lawel hatte sich davongetrollt, nur Lorenz Beildeck, Johann Gutenbergs getreuer Gefährte, steckte den Kopf zur Tür hinein. Er besorgte

mit Nase den Hausstand des Goldschmiedes und wußte als einziger um die Geheimnisse des Meisters.

»Aber Weible!« brummte er vorwurfsvoll, als er den Schaden sah. Nase achtete nicht darauf. Hastig erzählte sie ihrem Manne von ihren Beobachtungen. Beildecks Gesicht wurde ernst. —

Andreas Dritzehn starrte den Stempel an, als sei er ein Wunderding, Hans Riffe dagegen besah immer wieder die Bleiformen, während der junge Heilmann mit zaghaften Fingern den merkwürdigen Gießapparat berührte.

Gutenberg lächelte.

»Faß ihn nur derb an, Andreas! Ein Blendwerk der Hölle ist er nimmer, wenn er auch einer »schwarzen« Kunst dienen soll! Will Euch nun zeigen, Ihr lieben Freunde, wie es geschehen muß, so man gute Lettern prägen will!«

Er nahm einen Stempel, in welchen in bildverkehrter Schrift ein Buchstabe geschnitten war, und zwar so, daß er aus dem glattgefeilten Metall hervorragte. Dann nahm er eine Bleiform und zeigte sie den Erstaunten.

»Wisset nimmer, was man damit beginnen soll, gelt? Schaut Euch die Form nur gut an, so werdet Ihr erkennen, daß der nämliche Stempel in das Blei hineingepreßt ist, und nun merket auf!« Gutenberg klemmte die Form so zwischen die beiden Backen des Gießapparates, daß ein Hohlraum für den Buchstaben blieb, der nun entstehen sollte. Vorsichtig hob er einen kleinen Tiegel mit flüssigem Metall vom Herd und ließ es langsam in die Form hineinlaufen.



Während der Guß erkaltete, betrachteten die Freunde erneut voller Verwunderung die schon fertigen Typen.

»Möcht nur wissen, wie Ihr darauf gekommen seid, Henne«, sagte Hans Riffe. Gutenberg sah auf, aber der Blick des Vogtes wich dem seinen aus und haftete an den Lettern.

»Komm' aus einer Familie, so lange das Prägen von Münzen betrieb«, sagte Gutenberg, »hab schon als junger Bursch manches liebe Mal zugeschaut bei den Münzern und mir gar oft Gedanken gemacht über die Kunst des Stempeln und Druckens. Wie Ihr wohl wisset, drucken auch die Buchbinder viel gute Sprüchlein in das Leder der Bücher, müssen dabei aber mühsam Buchstaben an Buchstaben reihen. Wollte man so ein großes Werk drucken, es brauchte wahrlich eine lange Zeit! Hab daher zuerst meine Lettern in Holz geschnitzt, jede einzeln für sich, hab's aber bald aufgegeben mit dem Holz, das weich ist und sich verzieht. Hab sie darum in Metall geschnitten und lange gesonnen, wie man aus einem Stempel möcht so viel Buchstaben machen, daß man viele Seiten zusammensetzen kann, ohne eine jede Letter neu zu schneiden.«

»Meister! Eine ‚schwarze‘ Kunst ist's wahrlich! Alle Welt wird aufmerken, so sie Eure schwarzen Lettern dahertanzen sieht auf dem Pergament!« rief der Gesell Dritzehn. Auf seinen Wangen glühten rote Flecke.

Gutenberg lächelte.

»Sollen nit tanzen, Andreas, sollen grade und gleichmäßig stehen, eine wie die andere! Und die Welt — ja, für die ganze Welt soll's zu Nutz und Frommen sein. Müssen gar viele Bücher gedrucket werden, auch solche, aus denen die Kinder lernen. Da werden die Magister viel Arbeit bekommen, denn es sollen alle Menschen lernen, die Bücher zu lesen, nit nur die Reichen, so auf den Lateinschulen hocken!«

»Ein gut Werk ist's, Meister!« rief auch der junge Heilmann, und die Freude der reinen Begeisterung strahlte aus seinen Augen.

Hans Riffe schwieg, und als er endlich langsam den Mund öffnete, als würde es ihm schwer, die Lippen zu bewegen, sprang ein trockenes Lachen daraus hervor.

»Ihr seid ein Narr, Henne Gutenberg! Sollen am End gar die dummen Bauern Eure Bücher lesen?«

»Ja«, sagte der Meister, und seine grauen Augen wurden dunkel, »ja, Hans Riffe, so hab ich's gemeint!«

Als der Vogt sah, daß Zorn in Gutenberg aufstieg, lenkte er schnell ein.

»Nichts für ungut, Henne, wie's kommt, so mag es sich geben. Aber Eure Erfindung wird ihren Weg machen — und manchen blanken Gulden einbringen.«

»Darin gehet ihr irre, Riffe«, sagte Gutenberg, und die beiden jungen Leute erschrakten vor der Härte seiner Stimme, »'s ist vorerst so, daß das Werk viele Gulden brauchen wird, um bestehen zu können. Muß noch viel Blei, viel Gezuge, viel Werkzeug gekauft werden. Hab darum schon manche Schuld aufnehmen müssen und weiß doch nimmer, wann und wovon ich's zurückzahlen soll.«

»Meister!« die helle Stimme des Gesellen Andreas Dritzehn brach das jähe Schweigen. »Geb Euch von meinem väterlichen Erbe, so viel Ihr nur brauchet! Geb's Euch von Herzen gern für die gute Sach'!«

Der Meister sah ihn dankbar an. Er hatte sich nicht getäuscht in dem jungen Straßburger, der einmal ausgezogen war, die Schwarze Kunst zu erlernen, und vom Irrweg müheloser Gaukelei zum Streben nach einer wirklichen Aufgabe fand, denn das Jahr der Prüfung hatte erwiesen, daß es Andreas ernst war um Arbeit und Schaffen.

Auch Andreas Heilmann war sofort bereit, mit seinem Gelde zu helfen.

Hans Riffe besah lange die neugegossene Type, die Gutenberg aus dem Apparat gelöst hatte. Dann nahm er ein bedrucktes Blatt

in die Hand. Es war eine Seite aus dem Donat, einem Lehrbuch des Lateinischen. Die Buchstaben standen noch verschwommen und unscharf, aber es war der erste Druck, die erste Frucht der neuen Erfindung.

Der Vogt nickte. Er verzog sein Gesicht zu einem Lächeln und bemühte sich, die Gier zu verbergen, die in seinen Augen glomm.

»Meine Gulden sind mit schlechter als die anderer Leut'«, sagte er lässig, »wollen uns also zusammentun, wir vier, wollen zusammen werken und schaffen, auf daß die neue Kunst gedeihe — zum Nutzen aller!« Er hatte die letzten Worte mit warmer, freundlicher Stimme gesprochen und hielt Gutenberg die Hand hin.

Der Meister schlug ein.

»So ist's recht, Hans Riffe«, sagte er, »wollen es so halten und den Vertrag miteinander aufsetzen.«

In diesem Augenblick pochte jemand heftig gegen die Tür, und als Johann Gutenberg — ein wenig ärgerlich über die Störung — öffnete, stand Lorenz Beildeck draußen. Aufgeregt flüsterte er Gutenberg etwas zu, der nickte und wandte sich in die Kammer zurück. Beildeck schloß leise die Tür. Nur Andreas Dritzehn bemerkte, daß des Meisters Antlitz ein wenig bleicher geworden war und die Falte auf seiner Stirn sich vertieft hatte. Der Vertrag wurde aufgesetzt, Gutenberg ermahnte die drei Männer noch einmal zum Schweigen, dann schieden sie voneinander mit festem Händedruck. Nur Andreas Dritzehn blieb noch zurück. Er wolle sein bisheriges Handwerkszeug weglegen und habe auch sonst noch mancherlei zu verrichten, sagte er, als Hans Riffe ihn und den jungen Heilmann zu einem Trunk einlud.

»Hättest nur mitgehen sollen, Andreas«, meinte der Meister hernach. Er räumte sorgfältig die Formen weg und sortierte die fertigen Typen in einen Kasten.

Da trat Andreas zu ihm.

»Meister«, begann er, zögerte eine Weile, als Gutenberg ihn

verwundert ansah, und fuhr dann schneller fort, »daß Ihr mir vertrauet und lasset mich teilhaben an Eurer Kunst, das dank ich Euch, solange ich lebe! Möcht Euch auch sagen, daß ich Euch immer beistehen will, so Ihr's wollet annehmen — möcht Euch gern helfen dürfen, wo immer ich's kann. Hab vorhin gar wohl gemerkt, daß etwas geschehen ist, was übel sein mag —«

Gutenberg machte eine abwehrende Geste. Einen Augenblick schwieg Andreas betroffen.

»Hab's doch nur gut gemeint«, sagte er dann bittend.

Johann Gutenberg strich sich langsam mit der Hand über die Stirn. Diese Hand war groß und wohlgeformt, aber von vielen kleinen Narben bedeckt, die glühende Metallspritzer in die Haut gebrannt hatten.

»Magst es denn wissen, Andreas, daß abermals jemand ist um das Haus geschlichen und hat sich unerkannt davongemacht. Weiß nit, wer ihn daherschickt oder ob er's in eigener Sach tut. Könnt sein, daß es dem gilt, was ich erfunden hab, könnt auch sein, daß die Diener des Bischofs fahnden nach einem, von dem das Geraune umgeht, er treibe eine verborgene Schwarzkunst. Soll mich nit abhalten von meinem Werk. Nur um eines ist's mir bang: schau, eine Presse hab ich bauen lassen beim Drechsler Saspach. Hab auch dort den ersten Bogen gedrucket, heimlich im Keller des Meisters. Die Presse kann dort nit bleiben — und in St. Arbogast möcht ich sie nimmer aufstellen, wo die Späher um's Haus schleichen.«

Andreas hatte dem Meister zugehört. Ihm kam ein Gedanke:

»Möcht Euch gar herzlich bitten, Eure Presse in mein Haus zu bringen!« rief er, und seine Augen leuchteten hell. »Sie soll darin gehütet sein wie ein kostbar Kleinod! Gelt, Meister Gutenberg, wie ein wahres Kleinod — weiß jetzt gar wohl, wie Ihr's vorhin gemeint habt!«

Johann Gutenberg war einverstanden mit dem Vorschlag des Gesellen. Er wußte, daß Andreas allein im väterlichen Hause wohnte.

Die Presse blieb so innerhalb der Mauern Straßburgs und war wohl am sichersten in Dritzehns Haus aufbewahrt. Die beiden verließen alsbald die Werkstatt, um sich zu Conrad Saspach zu begeben.

Auf der Türschwelle hockte der kleine Lawel. Gutenberg beugte sich zu ihm hinunter.

»Hat er dir arg weh getan, der Fremde?« fragte er, und seine Stimme klang weich.

»Mutterle hat Salben drauf geschmiert, nun schmerzt's nimmer«, antwortete der Bub und schmiegte sich an den Meister, den er lieb hatte, weil er immer gut und freundlich war.

»Hätt selber so einen Buben haben mögen«, murmelte der Mann, und er dachte an Ennele, die er hatte freien wollen und der er doch sein Wort zurückgab, weil die Zukunft unsicher, gefährvoll und vielleicht voller Not vor ihm lag. Was wußte das wohlbehütete Bürgermädchen von seinen Kämpfen, von seinem Ringen um das Werk, das es nicht verstehen konnte oder mochte . . .

Gutenberg schüttelte die Gedanken ab. Er gehörte seinem Werk; sein eigenes Leben mußte dahinter zurückstehen. Das Werk war so groß, daß es den ganzen Menschen verlangte. —

Um die gleiche Zeit, da Johann Gutenberg und Andreas Dritzehn auf dem Weg nach der Stadt waren, betrat ein junger Mensch das Kaufgewölbe eines Silberschmiedes. In den Fächern der Regale blitzten verzierte Kannen und kostbare Teller, aber der Mann kümmerte sich nicht um die feilgebotenen Schätze.

Wenig später stand er dem Silberschmied in einem verschlossenen Gemach gegenüber. Er neigte sich vor dem Meister, und der Blick aus seinen dunklen Augen kroch schmeichelnd.

»Ihr müsset beim nächsten Male halt vorsichtiger sein, auf daß Ihr mehr erfahren möget«, sagte der Silberschmied. Hochmütig wandte er sich ab und warf dem Burschen eine Münze zu. Der verließ durch den hinteren Ausgang das Haus.

### III

Das Jahr neigte sich seinem Ende entgegen. Schnee stob durch die Gassen und Straßen, tanzte in weichen Flocken um das Münster und legte den Heiligen Drei Königen am Nordportal des Querschiffes leichte weiße Mäntel um die Schultern, die schnell wieder zerrannen



und die Bildwerke in ihrer strengen, edlen Gotik dem Blick freigaben. Es schneite, taute, fror und schneite wieder. In Straßburgs Vorstadt St. Arbogast taumelten die Schneesterne über die grauen Häuser und ertranken in schmutzigen Lachen, welche die Wege schier unpassierbar machten.

Meister Gutenberg hatte sich fest in seinen Mantel gehüllt und den spitzen, pelzverbrämten Hut in die Stirn gezogen. Er kämpfte sich gegen den Wind vorwärts, der vom Rhein her blies. Der dunkle, freudlose Tag vermehrte die Sorge im Herzen des Mannes. Schneller strebte er der Stadt zu.

Als er das Haus der Dritzehns betrat, klang ihm ein gequältes, mühsames Husten entgegen. Hastig entledigte sich der Meister seines Mantels und betrat die Stube. Auf dem Tische flackerte die Kerze, als er die Tür öffnete. Dann beruhigte sich das Licht und schwelte trübe und gelblich. Stickig und dumpf war die Luft.

Johann Gutenberg ging mit leisen, vorsichtigen Schritten an das Bett heran, das in der Ecke stand.

»Seid Ihr es, Meister?« Eine müde Stimme kam von dem Lager. Der Schatten eines düsteren, von Schnitzwerk gezierten Baldachins fiel auf das Gesicht des Kranken, der mager und abgezehrt zwischen den Laken ruhte.

»Wollt mich ein lützel nach dir umtun, Andreas«, sagte Gutenberg freundlich und schob einen hochlehnigen Stuhl dicht neben das Bett.

Andreas richtete sich ein wenig auf. Der Meister zwang sich, sein Erschrecken zu verbergen, als er im dämmerigen Lichtschein das Gesicht seines Gesellen erkannte. Dunkle Glut färbte die eingefallenen Wangen, in tiefliegenden Höhlen brannten fiebergänzende Augen.

»Mußt fein liegenbleiben, Andreas«, sagte er mahnend. Der junge Straßburger schüttelte heftig den Kopf.

»Nuzet doch nimmer, Meister, weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht. Können auch die Doctores nit mehr helfen, die Ihr mir geschickt habt, auch nit ihre Kräuter und Tränklein.«

»Nimm sie nur gut ein und befolg den Rat. Nit so schnell bricht die Gewalt der Krankheit, Andreas. Mußt schon geduldig sein und dich nit mit trüben Gedanken plagen. Bald kommt die Weihnachtszeit, und hernach steigt das neue Jahr dem Licht entgegen. Da wird's auch mit dir besser werden«, tröstete Gutenberg den Kranken, doch er hatte geringen Glauben zu dem, was er sagte. Die heißen Hände des Siechen irrten unruhig über die Decke.

»Wie steht's mit dem Werk?« fragte er plötzlich.

»Es wird schon werden, Andreas, sorg dich nit«, sagte der Meister. Sein Antlitz blieb im Schatten, und der Kranke konnte nicht die tiefen Falten erkennen, die sich um Gutenbergs Mund gruben. »Es wird schon werden«, sagte er noch einmal, und seine Stimme klang lauter als vorher, daß es schien, als wolle er sich selber Mut zusprechen.

»Verläuft alles nach alter Weise«, fuhr er fort, »gießen gar eifrig die neuen Formen bei mir in St. Arbogast, und Andreas Heilmann setzet bei sich zu Hause die Buchstaben aneinander. Sobald es dir ein lützel besser gehen mag, wollen wir wieder drucken.«

»Und der Vogt?« Furcht flackerte in der Stimme des Kranken. Gutenberg lächelte. Er wußte, daß die beiden jungen Leute eine Abneigung gegen Riffe hatten, eine Abneigung, die ihm völlig unbegründet schien und wohl nur von der etwas düsteren Erscheinung und dem mitunter spöttischen Gebaren des Vogtes herrührte.

»Hans Riffe ist redlich bemüht um die neue Kunst«, sagte er ruhig, »hilft uns auch mit manchem Gulden, auf daß wir neu Metall können einhandeln.«

Andreas wollte etwas erwidern, aber er kam nicht dazu. Sein ausgemergelter Leib bäumte sich jäh auf, Husten schüttelte ihn und nahm ihm den Atem. Als der Anfall vorüber war, sank er erschöpft



zurück. Gutenberg trat an den Tisch, goß ein wenig Wein in den Becher, schob vorsichtig seinen Arm unter den Kopf des Kranken und flößte ihm den Trunk ein. Sein Schatten fiel lang und schmal über das Lager.

In diesem Augenblick schlug irgendwo eine Tür zu, Schritte näherten sich hart und klappernd. Andreas stieß hastig den Becher fort, seine fiebrigen, aufgesprungenen Lippen öffneten sich.

»Die Presse«, murmelte er. Angst weitete seine Augen.

Da trat Claus Dritzehn in das Gemach, des Kranken ältester Bruder, der mit seiner Frau in das elterliche Haus zurückgekehrt

war, als Andreas krank wurde und sich hartnäckig weigerte, seine Wohnung zu verlassen.

Claus Dritzehn trug ein Licht in der Hand, dessen Schein hell auf seine Gestalt fiel. Er war in die protzige Tracht des wohlhabenden Bürgers gekleidet, von seinen gepolsterten Schultern standen die Keulenärmel fast steif ab und ließen andersfarbigen Stoff aus breiten Schlitzten quellen. Gewichtig wie sein Anzug war das ganze Benehmen des Mannes.

Er ging mit gezierten Schritten an das Lager des Kranken und begrüßte Gutenberg mit übergroßer Freundlichkeit.

Der Meister erhob sich indessen bald und nahm Abschied von Andreas. Mit einer väterlichen Geste strich er dem jungen Gesellen das schweißverklebte Haar aus der Stirn.

»Schlaf nun, Andreas«, sagte er leise, »schlaf und ruh dich gut aus, damit du bald wieder mögest zu Kräften kommen.«

Es war, als ob Andreas noch etwas sagen wollte, aber seine Schwäche war so groß, daß er nur mühsam nicken konnte.

Claus Dritzehn begleitete den Meister zur Tür. Schon lag Gutenbergs Hand auf der Klinke, da richtete sich Andreas noch einmal auf. »Bald wiederkommen, Meister«, flüsterte er. Gutenberg wandte sich um. Er konnte das Antlitz des Gesellen in der Dämmerung des Raumes nicht mehr erkennen, er sah nicht den gequälten Zug in dem elenden, von der Krankheit gezeichneten Gesicht.

»Freilich, Andreas, werd dich gar bald wieder besuchen, bald«, sagte er freundlich. Dann verließ er den Raum.

»Wollet Ihr nit noch hinaufgehen in unsere Gemächer und das Nachtmahl mit uns nehmen, Meister Gutenberg? Meinem Weibe und mir würdet Ihr eine große Freud' machen«, klang Claus Dritzehns geschmeidige Stimme an sein Ohr.

»Dank Euch, mir ist aber nimmer zum Tafeln zumute«, erwiderte Gutenberg, »muß mich auch eilen, zur Stadt hinauszu kommen, eh' die Tore geschlossen werden.«

Claus Dritzehn bedauerte mit vielen Worten und führte den Meister vor die Tür. Der Wind kam ihnen entgegen und blies die Kerze aus.

»Sorgt Euch nit allzusehr um den Andreas, es fehlt ihm an keiner Pflege«, kam die glatte Stimme aus der Dunkelheit des Torbogens, für Sekunden berührte die weiche, gepflegte Hand des älteren Dritzehn Gutenbergs Hand, aber sie war schlaff und kannte keinen festen Druck. Der Meister zog die Finger zurück und verabschiedete sich hastig. Er ging mit weitausholenden Schritten. Der Schnee wehte in sein Gesicht. Hinter ihm knarrte das Tor, und der Schlüssel drehte sich im Schloß.

Als Claus Dritzehn in das Zimmer des Bruders zurückkehrte, war die Kerze auf dem Tisch fast herabgebrannt. Das Stümpflein flackerte im Erlöschen. Der Mann trat an das Bett des Kranken und lauschte auf die keuchenden Atemzüge.

»Ist's ärger, Andreas?« fragte er.

Da ihm keine Antwort ward, wandte er sich ab, sein Blick streifte die große Truhe aus Eichenholz, die unter dem Fenster stand. Die in das Holz geschnitzten Fabeltiere rissen drohend die Mäuler auf, als wollten sie unbefugten Händen das Öffnen der Lade verwehren. Es war aber nur das Flackern der Kerze, das ihnen Leben zu verleihen schien.



Um Dritzehns Mund huschte ein flüchtiges Lächeln, dann ging er hinauf zu seinem Weibe, wo das Nachtmahl angerichtet war.

»Fasset Euch doch, Henne Gutenberg! An jedem ist's einmal, zu sterben, kommt doch der Tod zum einen früher, zum anderen später. Mir tut's selber leid um das junge Blut, das so balde mußte von hinnen!«

Der Vogt zu Lichtenau saß dem Meister in einem karg ausgestatteten Raum gegenüber. Auf dem Tisch stand eine Zinnkanne, deren Deckel zurückgeklappt war und auf der Innenseite in Medaillonform den Kopf eines Mannes zeigte. Die Form der Kanne war plump wie die der einfachen, schmucklosen Zinnbecher.

»Es geht Euch nit zum besten, Henne«, fuhr Riffe fort, »bei einem Goldschmiedemeister pflegt es sonst prächtiger auszusehen«, und er wies auf das Zinngeschirr.

»Ihr wisset ja, woran es mangelt. Ist auch gleichgültig, was zu meinem Hausstand gehört, wenn nur das Werk wollt wachsen«, erwiderte Gutenberg ärgerlich. Dann setzte er leise hinzu: »Kann's nit verstehen, warum sie ihn haben begraben und mir nit ein Wort vorher gesagt. Hätt ihn noch einmal sehen mögen, unsern Andreas . . .«

Hans Riffe zog die Augenbrauen hoch. »Je nun, 's ist sicher wegen der Krankheit gewesen, Henne. Kann gar leicht eine Seuche aufkommen. Ist schon einmal geschehen, daß halb Straßburg von der Pest ergriffen ward und das Totenglöcklein nimmer schweigen wollt.«

Gutenberg unterbrach den Vogt unwillig.

»Den Andreas hat nimmer die Pest dahingerafft«, sagte er. »Könnt Ihr mir aber erklären, warum Claus Dritzehn das Haus verschloß und mich vor der Tür stehen ließ, als ich ihn wollt aufsuchen? Hab heute Lorenz Beildeck zu ihm gesandt und glaub, er ist eben zurückgekommen.«

Er hatte sich nicht geirrt. Beildeck betrat in diesem Augenblick den Raum.

»Nun? Sind Tor und Tür abermals zugesperrt gewesen?« forschte der Meister.

»Diesmal nit. Hab auch Herrn Claus Dritzehn gar wohl angetroffen, und er läßt Euch seine Grüße entbieten und sagen, daß es ihm leid täte, so Ihr vergebens gekommen wäret, da er nit im Hause war. Hab ihm bestellt, er möcht die Druckpresse niemandem zeigen und die zween Schrauben aufdrehen, auf daß sie auseinanderfalle in vier Stücke, damit keiner wisse, was es sei. Herr Claus Dritzehn hat geantwortet, er wolle gern nachschauen, wo das Ding stände, und tun, was Ihr ihn bittet, doch wüßt er nimmer, ob er's richtig machen könnt, denn Andreas habe die Presse vor ihm und jedermann verborgen, und er kenne sich nit aus damit«, erzählte Beildeck.

Hans Riffe erhob sich.

»Muß Euch jetzt verlassen, Henne, hab noch Geschäfte in der Stadt, die mir mein Amt auferleget. Will gern versuchen, für Euch ein andermal Gulden aufzutreiben, aber diesmal geht's nit.«

Lorenz Beildeck stand noch immer da, als Gutenberg, der den Vogt hinausgeleitet hatte, zurückkehrte.

Vor dem Fenster leuchtete der Schnee. Es war Weihnachtszeit.

»Habet Ihr noch ein Anliegen, Lorenz?« fragte Gutenberg. Beildeck zögerte, aber dann stieß er hervor, Claus Dritzehn habe ihm nimmer gefallen. Er sei zwar freundlich gewesen, arg freundlich sogar; als Lorenz aber die Presse erwähnte, habe etwas in seinen Augen geleuchtet, was nichts Gutes kündete. Auf dem Heimweg hätte Beildeck den jungen Andreas Heilmann getroffen und ihn gebeten, zum Meister Saspach zu gehen, der doch die Presse gebaut habe, und ihn zu bitten, dem Claus Dritzehn beim Auseinandernehmen des Gerätes behilflich zu sein.

»Wollet mir mein eigen Handeln nit übel anrechnen, Meister Gutenberg«, schloß Lorenz seinen Bericht. Gutenberg drückte ihm

schweigend die Hand. Er wußte, daß Lorenz Beildeck der Getreueste war. Seit dem Tode des jungen Andreas wollte ihn ein Verdacht nicht loslassen. »Die Presse . . .« hatte der Geselle gesagt und geschwiegen, als sein Bruder das Krankenzimmer betrat. »Die Presse . . .«

Er ging in die Werkstatt, wo die gegossenen Formen im Wandschrank verborgen lagen. Er nahm sie heraus und betrachtete sie lange. Er feilte an ihnen herum, da sie Unebenheiten aufwiesen, er verglich die wenigen gedruckten Blätter, die das Schriftbild immer noch unklar und verschwommen zeigten. Schwer stützte er den Kopf in die Hände.

Als der Drechsler Conrad Saspach Claus Dritzehn seine Hilfe anbot, stellte es sich heraus, daß von der Presse nichts zu finden war. Leer gähnte der Keller, wo sie gestanden hatte. Der ältere Dritzehn durchforschte mit dem erschrockenen Meister jeden Winkel – die Presse blieb verschwunden. Gutenberg kam. Claus Dritzehn und sein Bruder Jörg empfingen ihn auf das freundlichste. Sie öffneten ihm die Türen zu allen Räumen, sie durchsuchten gemeinsam das Haus vom Keller bis zum Boden.

Die Presse fand sich nicht. In der großen Truhe unter dem Fenster lagen nur ein paar Formen, es waren die schlechtesten. Gutenberg nahm sie mit. Am gleichen Tage bat er Andreas Heilmann, ihm alle Formen zurückzubringen, die dieser bei sich bewahrte. Der junge Mensch war erschrocken.

»Vertrauet Ihr auch mir nimmer?« fragte er.

»Ich weiß wohl, du bist treu, aber . . .«, und Gutenbergs Blick glitt an ihm vorüber, als sähe er in die Zukunft. Und dann kam eine Nacht, in der Lorenz Beildeck und seine Frau Nese keinen Schlaf finden konnten. Immer wieder hörten sie die ruhelosen Schritte Gutenbergs in der Werkstatt, hörten Metall klirren, und als Lorenz in banger Sorge um den Meister, der ihm das Betreten seines Arbeitsraumes am Abend streng untersagt hatte, dennoch

um Mitternacht an die Tür schlich und das Ohr an das Schlüsselloch legte, vernahm er das Fauchen des Blasebalgs. —

Johann Gensfleisch zum Gutenberg hockte neben dem Herd. Die Flammen leckten an einem eisernen Tiegel empor. Hitze strömte dem einsamen Manne entgegen. Auf seiner Stirn perlten Schweißtropfen.

Vor den Fenstern stand schwarz die Nacht. Dumpfe Verzweiflung war im Herzen des Erfinders. War dies das Ende des Werkes, von dem er geträumt hatte, er könne es mit reinen Händen einmal der ganzen Menschheit schenken?

Das Werk: Bücher zum Lesen, zum Lernen . . . Erkenntnis und Wissen sollte sein Werk den Menschen bringen — Klarheit, die sie aus den Banden der Armut befreien würde.

War es Vermessenheit gewesen, zu glauben, er könne mit seiner Erfindung die Welt verändern?

Gestohlen war sein Werk — vertan, mißlungen.

Er nahm die Typen aus dem Kasten. Das Blei schimmerte. Die Buchstaben in den alten handgeschriebenen Büchern waren klar und schön. Gutenbergs gedruckte Lettern standen verschwommen auf dem Papier, unregelmäßig und undeutlich.

War das sein Geschenk an die Menschheit?

Ein bitteres, hartes Lachen kam aus seinem Mund. Mit jäher Hast warf er Formen und Lettern in den Tiegel, eine nach der anderen. Das Blei schmolz, er goß es in einen wassergefüllten Zuber, wo es sich zischend zu unförmigen Klumpen ballte. Neues Blei schmolz im Tiegel, ward wieder ins Wasser gegossen. Die Flammen leckten auf dem Herd.

Als der Morgen graute, lehnte Johann Gutenberg die brennende Stirn gegen die kühlen Fensterscheiben. Langsam kroch der Wintertag am Himmel hoch. Das Licht war karg.

Der Meister stieß die Flügel zurück, Schneehauch wehte ihm entgegen. Plötzlich sah er ein dunkles Bündel unter den verschnei-

ten Büschen. Er ging hinaus. Seine Glieder waren steif geworden. Frostschauer überrannen seinen Rücken. Johann Gutenberg, der erst im achtunddreißigsten Jahr seines Lebens stand, ging nach vorn gebeugt, als sei er ein Greis. Seine Augen waren trübe geworden. Willenlos fast setzte er einen Fuß vor den anderen und strebte dem schwarzen Bündel zu. Als er es aufheben wollte, fand er einen halbeingeschnittenen Mann, der den erstarrten Arm anlagend emporreckte.

Es war ein toter Bettler.



Das Licht stieg höher. In den Häusern regten sich die Menschen. Johann Gutenberg stand noch immer vor dem Toten.

Ein Bettler, einer, der an der Not, am Elend zugrunde gegangen war.

Das Jahrhundert feiert seine rauschenden Feste in den Schlössern und Burgen. In den reichen Bibliotheken der Klöster schlummern die kostbaren Bücher. Sie sind nicht für das Volk geschrieben. Das Volk hungert. Nach Brot, nach Wissen . . .

Ein Bettler . . . Auch das alte Wappen derer von Gensfleisch zeigte einen Bettler, der die gelbe Kapuze über den Kopf gezogen hat und die hölzerne Schale bittend emporstreckt. —

Lorenz Beildeck eilte in die Werkstatt. Die Zugluft ließ das offene Fenster klirrend zuschlagen. Schwarzverkohlte Pergamentblätter, Gutenbergs erste Drucke, wehten dem Erschrockenen entgegen. Er sah den Herd, sah das Blei im Zuber. Angstgepeinigt hastete er durch die Räume, und da er den Meister nirgendwo fand, lief er vor das Haus.

Da sah er den Gesuchten und ging zu ihm.

Gutenberg kniete neben dem Toten.

»Hilf mir, Lorenz«, sagte er, »wir wollen ihn ins Haus schaffen und ihm ein ehrlich Begräbnis werden lassen.«

Beildeck starrte den Meister an, als habe er seine Worte nicht verstanden. Der Wind blies das wirre Haar aus Gutenbergs Stirn. Der richtete sich langsam auf.

»Ich muß von vorn beginnen, Lorenz«, sagte er langsam, und eine große, ernste Ruhe kam über ihn. »Ganz von vorn, Lorenz, und will nimmer verzweifeln an meinem Werk.« Sie hoben den Toten auf und trugen ihn vorsichtig mit sanften Händen.

Über Straßburg begann der Tag zu leuchten. Der Silberschmied Walter Riffe erhob sich gähnend von seinem Bett und dachte daran, daß er heute einen Boten zu seinem Bruder senden und ihm sagen lassen wollte, er möchte sofort zu ihm kommen.

»Leset nur weiter!« Die weiße Hand, an der ein Ring mit großem Stein blitzte, schob einen Brief beiseite. Die Finger streiften das Siegel der Kirche.

Der Bischof sah auf und nickte seinem Schreiber zu, der eifrig in den Pergamenten blätterte.

»Die Brüder Claus und Georg Dritzehn haben also Klage geführt gegen Johann Gensfleisch zum Gutenberg?«

»So ist es, Euer Gnaden! Nach dem Tode des Gesellen Andreas Dritzehn haben seine Brüder teilnehmen wollen an den Geschäften des Goldschmiedes. Er hat's aber verwehrt und hat nicht sprechen mögen über das, was er trieb in der Heimlichkeit. Taten die Brüder also Klage führen beim Gericht der Stadt Straßburg, auf daß er jeden Gulden zurückzahlen möge, der ihm zugeflossen war aus dem Erbe des Andreas Dritzehn, und zog sich die Klage hin und her bis im Christmond des Jahres 1439 Gutenberg sich mit den Brüdern vergleichen mußte, zahlte wohl auch etliche Gulden an jene, ohne sie doch aufzunehmen in sein Handwerk. Sind bei dem Prozeß mehrere Personen befraget worden und haben alle nicht aussagen mögen über das Schaffen des Gutenberg, so sie nur immer genannt haben: das Werk.«

Die Stimme des Sekretärs summt eintönig. Gelangweilt hing der Blick des geistlichen Herrn an den prächtigen Buchrücken seiner Bibliothek. Der Raum war prunkvoll ausgestattet. Kostbare Teppiche bedeckten den Boden, die schweren dunklen Eichenmöbel waren mit reichem Schnitzwerk geziert. Durch das spitzbogige Fenster fiel ein breiter Streifen der wärmenden Frühlingssonne und schimmerte auf dem Brief, den der Bote soeben gebracht hatte. Ein flüchtiges Lächeln huschte um den schmalen Mund des Bischofs, seine Gedanken wanderten. Beim Kölner Dom stand die Bauhütte leer, der Bau ruhte, seit acht Jahren reckte ein Hebekran auf dem

schweren Mauerwerk des unvollendeten Südturmes seinen Arm in die Luft. War der Bischof von Straßburg mächtiger als der Erzbischof von Köln? Er hatte den Baumeister Johannes Hültz von Köln nach Straßburg geholt, damit er den Nordturm vollende. Das Münster wuchs, wenn auch das Domkapitel seine Pflege seit langem an die Freie Reichsstadt hatte abgeben müssen. Die Straßburger Bischöfe hatten fast herzogliche Befugnisse gehabt, weltlich war diese Macht gewesen und stark in ihrer unbeschränkten Herrschaft. Das war vorbei, nun wirkte sie dennoch im Geheimen. Bischöfe waren Fürsten, Fürsten nahmen die geistlichen Weihen. Die Macht der Kirche und die Macht der weltlichen Herren verschmolz ineinander, wenn sie sich auch nach außen oft genug befehdeten.

»Wollet Ihr noch mehr über Gutenberg hören, Eminenz?«

Die Stimme des Schreibers zerriß die Gedanken des Bischofs.

Der Goldschmiedemeister Johann Gensfleisch zum Gutenberg betrieb also ein heimliches Gewerk . . . Das Gesicht des Bischofs blieb unbeweglich.

»Der nämliche Gutenberg hat Gelder aufgenommen aus dem Besitz der Kirche?« fragte er plötzlich.

Der Schreiber nickte.

»Sind ihm geliehen worden 80 Pfund Straßburger Pfennige Anno Domini 1442 vom Stift des St. Thomas auf Zins, den er auch alle Jahre abgetragen hat.«

Der Bischof schwieg. Der Betrag bedeutete ein nicht geringes Kapital. Wofür brauchte der Goldschmied, der vor den Toren der Stadt wohnte, diese erheblichen Gelder?

Als der Schreiber noch etwas sagen wollte, winkten Seine Gnaden mit der Hand ab. Der Stein blitzte.

»Der Silberschmied Walter Riffe möge eintreten!«

Der Schreiber erhob sich dienstefrig und verschwand. Eine kleine Weile später betrat Riffe das Gemach. Er verneigte sich tief. Der Bischof schlug das Kreuz.



»Setzet Euch, Meister Riffe«, sagte er freundlich. »Ihr wollet Klage führen wider Johann Gutenberg?«

Walter Riffe hatte manches Gerät für die Tafel des Bischofs angefertigt. Er erfreute sich der Gunst seines Herrn und war entschlossen, sie auch dieses Mal für sich auszunutzen. Walter Riffe hatte seine Pläne langsam ausreifen lassen. Jetzt schien ihm die Stunde gekommen zu sein, die Früchte zu ernten.

»Eine Klage ist's nimmer, die ich vor Euer Gnaden wollt bringen«, sagte er und sah sich scheu um, als könne in dem Raum jemand sein, der seine Worte besser nicht hörte. Aber er war allein mit dem Bischof, der ihm ermunternd zunickte. »Nun also — was ist's, Riffe?«

»Eminenz, was der Gutenberg in seiner verschlossenen Werkstatt betreibt, ist nimmer ein gut' Werk. Heimliche Kunst ist's, schwarze Kunst, so vom Satan kommet, und wird viel Übles bringen über unsere Stadt«, sagte der Silberschmied. »Ist auch zum Schaden der heiligen Kirche und zum Schaden aller Menschen.«

Der Bischof krümmte die schmalen Lippen.

»Ein Alchimiste?« fragte er gedehnt. »Ein Goldmacher, der die Aqua dissoluta, das Scheidewasser aus Salpeter- und Schwefelsäure, an den Metallen erprobet?«

»Ärger, Euer Gnaden! Viel ärger!« eiferte Riffe. »In der Werkstatt des zum Gutenberg sind bei Nacht die Fenster verhänget, und man höret dahinter ein wütend Zischen und Blasen. Zwiesprach' hält der Ketzler mit dem Teufel, dem er seine Seligkeit hat verschrieben auf einem Pergament mit schwarzen Lettern.«

»Habet Ihr Zeugen dafür?« Die Stimme des Bischofs war scharf und kalt.

»Euer Gnaden, hab wohl einen Zeugen, mein leiblicher Bruder ist's, der Vogt zu Lichtenau, Johann Riffe!« rief der Silberschmied lauter, als nötig gewesen wäre. »Auch könnet Ihr den Gerber Martin Dülle befragen, der zu St. Arbogast wohnt nahe dem Grünen Berg, da Gutenberg hauset. Einen feurigen Drachen hat er bei Nacht zur Esse hinausfahren sehen aus der Wohnstatt des Ketzers! Könnet auch befragen Claus und Jörg Dritzehn, die —«

»Dritzehn?« unterbrach der Bischof den Silberschmied. »Sind's die nämlichen, so teilhaben wollten an den Geschäften des Gutenbergs?«

Walter Riffe senkte den Blick. »Gott möge es ihnen verzeihen, daß sie das Werk des Satans, dem ihr Bruder Andreas zugetan war, nit früher erkannten. Derselbe ist auch alsbald in die Höll' gefahren, und waren den wohlloblichen Herren hernach die Augen gar schnelle aufgetan, daß sie sich schaudernd abwandten von den schwarzen Künsten des Gutenbergs und die Gulden zurückver-

langten, so der junge Andreas für das teuflische Blendwerk dahingegeben hatte. Die Gerichte der Freien Reichsstadt Straßburg hat's mit viel gekümmert«, fügte er anklagend hinzu.

Der Bischof erhob sich. Riffe konnte nicht ahnen, welche Gedanken der geistliche Herr hinter seiner glatten Stirn bewegte. Der Bischof von Straßburg glaubte nicht an den feurigen Drachen des Martin Dülle. Aber wie wäre es, wenn das bischöfliche Gericht die Vorhänge von Gutenbergs Werkstattfenster lüften würde? Über ein geistliches Gericht besaß die Freie Reichsstadt keine Macht, und ein Hexenprozeß konnte Dinge ans Tageslicht bringen, deren Wert oder Unwert von Seiner Gnaden genutzt werden konnte. Außerdem machte es einen guten Eindruck in Rom, wenn der Heilige Vater von der Wachsamkeit des Bischofs zu Straßburg erfuhr.

Walter Riffe ward entlassen mit dem Bescheid, er und seine Zeugen sollten sich bereit halten. Der Silberschmied neigte sich über die Hand des Bischofs. Seine Lippen berührten den schimmernden Stein.

Als er den Raum verließ, blätterten Seine Gnaden in den Pergamenten, die auf dem Tisch lagen. Die Buchrücken der Bibliothek glänzten im Sonnenlicht. Der Bischof trug in seinen Gemächern weltliche Kleidung. Ein weiches, dunkles Wams umschloß seine hohe Gestalt.

Wind war aufgekommen. Pfeifend sauste er um den Guldenturm und trieb die Wellen der Breusch vor sich her. Bei Alt-St.-Peter heulte er um die Befestigungsmauern und sauste über die fünf Türme der Brücken, fuhr beim Henkersturm in die Gasse hinein und warf sich mit der ungestümen Gewalt seiner Frühlingsnarrheit gegen die Fenster und Türen der Häuser. Übermütig fegte er weiter, ganz Straßburg war sein, und wenn er den ehrsamem Bürgern den aufstiebenden Sand in die Augen warf, so mußten sie es sich wohl oder übel gefallen lassen.

Walter Riffe hielt den hohen Filzhut fest, den ihm der Wind fortreißen wollte. Der Silberschmied hatte Mühe, seine trippelnden

Schritte dem ausholenden, festen Gang des Vogtes anzupassen, den der Wind wenig zu stören schien, wenn er sich auch in den Falten seines dunklen Mantels verfang.

»Könntest wohl gar zufrieden sein, Bruder«, sagte der Silberschmied und wandte den Kopf zu seinem Begleiter. »Der Bischof ist uns gnädig gesonnen und wird unsere Sach vorantreiben. Hab's schon gewußt, daß mein Gang nit umsonst war.«

»Weiß dennoch nit, ob es recht und gut ist«, erwiderte Hans Riffe finster.

»Recht und gut?« Der Silberschmied lachte. »Glaub' schier, du habest die gleichen Worte gesagt, damals, als ich dich bat, in mein Haus zu kommen. Warst arg zornig, Bruder, daß ich wußte um deine Heimlichkeit bei dem Narren zu St. Arbogast! Hab's gut angefangen und hatt' einen fürtrefflichen Späher! Zieh nit die Brauen zusammen, hast ja selber ein gut Geschäft machen wollen und nit umsonst dem Gutenberg deine Gulden zur Leihe getan! Die Gulden sind im Blei aufgeschmolzen, die zahlt er dir nimmer zurück, sitzet allerwärts fest in Schuld, der Erzschelm!«

»Und wenn er's doch gezwungen hätt' und hätt' Bücher gedrucket —« warf der Vogt ein.

»So müßt erst Conrad Saspach eine neue Presse bauen, derweil die alte immer noch neu ist und gut und gar trefflich bewahret von Jörg und Claus Dritzehn! Der Drechsler ist arm geworden, der kann's nit umsonst tun für Gutenberg! Ja, freilich, so der gescheite Johann Gensfleisch verschwendet Gulden um Gulden allweil nur für Metall und Formen . . .«

»Weißt es gar wohl, Bruder, daß er grad jetzt durch langes Probieren herausgefunden hat, wie man noch bessere Buchstaben gießet, auf daß die Schrift klar werde und scharf!«

»Deshalb ist's auch jetzt gar wohl an der Zeit, wider Gutenberg zu zeugen. Verraten wird er sein Werk nimmer wollen, das er geheim will halten vor jedermann! Hocket er aber erst im Däumel-

turm, so ist es an dir, die Formen zu holen aus seinen Laden und Truhen. Mit Claus und Jörg Dritzehn ist's längst beredet.«

»Und glaubst, daß wir selber die Schwarze Kunst beginnen möchten, um derentwillen Johann Gutenberg der Hexenprozeß gemacht werden soll?« fragte der Vogt. Spott klang in seiner Stimme.

»Nun, kann's nit sein zu Straßburg, so werden wir's halt anderwärts versuchen. Derweil ist Henne Gutenberg am End schon vermodert«, lachte der Silberschmied, und ein böses, gieriges Glitzern war in seinen Augen.

Gier und Gewinnsucht wuchsen auch seit langem im Herzen des Vogtes. Gelänge es, Gutenberg stumm zu machen und die Erfindung an sich zu reißen —, es verspräche, kein übles Geschäft zu werden. Johann Riffe warf die letzten Bedenken beiseite. Seine Freundschaft zu dem Goldschmied von St. Arbogast hatte immer nur im Zeichen des zu erwartenden Verdienstes gestanden. Nach Macht und Reichtum strebten alle seine Gedanken. Das Werk und seine Bedeutung für die gesamte Menschheit war ihm gleichgültig. Er sah nur die harten Gulden, die es ihm und seinen Kumpanen bringen sollte.

»Wollen uns denn sogleich zu den Brüdern Dritzehn begeben und ihnen alles kundtun«, sagte er hart.

In diesem Augenblick ließ der Wind ein wenig nach, als hätte er sich müde getollt. Da deuchte es dem Silberschmied, als vernähme er dicht hinter sich einen leisen Schritt. Er drehte sich um und erschrak, als er einen Mann sah, der ihm und dem Vogt in kurzem Abstand folgte. Die Gasse war leer, kein anderer Mensch war zu sehen.

Der Mann, ein Priester, hatte den Kopf gesenkt und ging gedankenverloren dahin.

»Hätten ein lützel leiser reden sollen«, meinte Walter Riffe. Der Priester schritt an den beiden vorüber und sah nicht auf.

»In dessen Ohren klinget noch das Tedeum, und der Weihrauch der Heiligen Messe umwölket seine Augen!« sagte der Vogt mit einem kurzen Auflachen. —

Es war zwei Tage später. Lorenz Beildeck wollte gerade die Tür verriegeln, als eine schmale dunkle Gestalt ins Haus schlüpfte. Der Fremde hatte einen schwarzen Turbanhut tief in die Stirn gedrückt und den Kragen seines Mantels hochgeschlagen. Er sah aus wie einer, der nicht gern erkannt werden wollte. Lorenz Beildeck war



er fremd, und daher war er sofort entschlossen, den Mann, der in der Dämmerstunde des sinkenden Abends noch Meister Gutenberg aufsuchen wollte, abzuweisen. Es waren unruhige Zeiten. In Straßburg und im ganzen Elsaß trieben die Armagnaken ihr Unwesen, französische Söldnertruppen, die Friedrich III., des Deutschen Reiches ländergieriger Herrscher, ins Land gerufen hatte, um die Schweiz zu unterwerfen. Übel hausten die Fremden im Lande; wo

sie sich aufhielten, ging die Armut im härenen Kleid, und die Not des Volkes wuchs.

Lorenz Beildeck wollte dem Fremden den Eingang in das Haus verwehren, fühlte sich aber plötzlich beiseite geschoben mit einer Kraft, die er dem schwächtigen Besucher nicht zugetraut hätte. Doch Beildeck ließ sich nicht verblüffen. Er umklammerte im nächsten Augenblick den Arm des Schwarzgekleideten und versuchte, den Mann gegen die Wand zu drücken. Polternd fiel die Tür zu, und die beiden befanden sich in der Dunkelheit des Flures.

»Seid Ihr von Sinnen?« flüsterte der Fremde. »Zum Meister Gutenberg muß ich —«

»Der ist heut nit zu sprechen! Nit für Euch, für keinen!« keuchte Lorenz böse. Da wurde die Kammertür aufgerissen, und der Meister trat heraus. Er hob einen zinnernen Leuchter hoch, in dem zwei Kerzen brannten. Lorenz ließ den Fremden los.

»Einer, der sich mit Gewalt wollt Eingang verschaffen!« rief er Gutenberg zu.

Der Meister trat näher und leuchtete dem Fremden ins Gesicht. Es war ein schmales, bartloses Antlitz mit ruhigen grauen Augen.

»Ihr seid's?« rief Johann Gutenberg voller Staunen.

Der Fremde nickte.

»Bring eilige Botschaft, Henne. Euer Gefährte war ein lützel zu eifrig«, fügte er mit einem schwachen Lächeln hinzu.

Gutenberg nickte. »Hat's nit übel gemeint, Anton. Schleicht in den letzten Tagen wieder mancher um mein Haus.« Er führte den Besucher in die Stube. Lorenz Beildeck schob kopfschüttelnd den Riegel vor die Tür. Es wurde wieder still, als sei alles Leben erstorben.

Die Kerzen waren tief heruntergebrannt. Gutenbergs Fäuste stemmten sich schwer auf den Tisch. Sein Antlitz war fahl geworden.

»Das kann doch nit sein! Nein, nein, so ist's nimmer!« brach es mit einem dumpfen Aufstöhnen aus seiner Brust.

Der Fremde, der unter der Vermummung von Mantel und Hut geistliches Gewand verbarg, erhob sich und trat zu dem Meister.

»Es ist so, Henne Gutenberg. Hab's mit eigenen Ohren gehört, da ich hinter den beiden Riffes herschritt. Hab's zuerst auch nit glauben mögen. Ist ein guter Freund von mir, der beim Bischof dienet, bei dem hab' ich nachgeforschet.«

»Der Bischof kann's doch nit zugeben!« schrie Gutenberg. Seine Fäuste donnerten auf das Holz des Tisches, als wollten sie einen unsichtbaren Feind zurückschlagen. Im Flackern der Kerzen wuchs seine Gestalt, ward riesengroß und fand nicht mehr Raum in der Enge des Zimmers. Es schien, daß der Schatten des Meisters die Balken sprengen wollte, und doch knickte er an der Decke zusammen und zerfloß in der Dämmerung.

Anton Heilmann, Dekan des Straßburger Stiftes Jung-St.-Peter und Bruder des jungen Andreas Heilmann, nickte traurig. Er wußte um Gutenbergs Werk, das er in aller Heimlichkeit unterstützte. Er kannte die Macht der Kirche und die weltliche Macht. Der stille Geistliche war ein ernster, nachdenklicher Mensch, der nie blind an der Entwicklung der Dinge vorübergegangen war. Er sah die Prunksucht und die Eigenliebe der weltlichen und kirchlichen Herren, er sah die Not des Volkes, sah die Unwissenheit, in der es gehalten wurde. Er wußte auch, wie es überall gärte, daß sich neue Kräfte formten, wuchsen und an den alten Ketten rüttelten. Aus der Lauterkeit seines Priestertums und im tiefen Mitfühlen und Mitleiden allen Elends hatte er längst erkannt, daß der frei geborene Mensch sich zur Freiheit emporkämpfen muß. Er glaubte, Gott selbst habe dem Menschen die Welt in Freiheit gegeben, und er betrachtete Gutenbergs Erfindung als ein Werkzeug der Zukunft, dessen Wirkung er nur erst ahnen konnte. In Anton Heilmann brannte ein Funken vom Geiste jenes Großen, der achtzig Jahre später die Fahne der kämpfenden Bauern trug, ein Funken vom Geist Thomas Münzers.

»Vom bischöflichen Gericht kann Euch ein Hexenprozeß drohen, dessen Länge keiner mag voraussehen — auch nit, was derweil mit Eurem Werk geschieht. Seid auch in arger Schuld beim St.-Thomas-Stift, Henne, und es möcht sein, daß Euch der Kirchenbann trifft, so Ihr der Zahlung des Zinses nit nachkommen könntet. Bleibet auch noch das weltliche Gericht; dienet ja der Vogt zu Lichtenau der Stadt Straßburg, da wird seine Rede gar freundlich angehört von den Herren«, sagte Anton Heilmann langsam. »Weiß wohl, daß Ihr ohne Furcht seid, Henne Gutenberg, und möcht Euch dennoch raten, für eine Weil' Straßburg zu verlassen.«

Meister Gutenberg wollte aufbegehren, aber der Dekan schnitt ihm das Wort ab.

»Nit allein um Eurer Sicherheit, Henne, um des Werkes willen, so für die Zukunft geschaffen ist«, sagte er.

Anton Heilmann verließ in dieser Nacht das Haus zu St. Arbogast nicht mehr. Lorenz Beildeck und seine Frau wurden gerufen. Lange besprachen die vier den Fluchtplan. Sie kamen überein, daß auch Andreas Heilmann sich besser verborgen hielte, bis die Gefahr vorüber sei. Andreas wohnte ebenfalls in der Vorstadt St. Arbogast und hatte begonnen, Papier herzustellen. Der dritte Bruder, Claus Heilmann, ein verständiger, zuverlässiger Mann, sollte die kleine Papiermühle weiterführen. Es gab deren in Deutschland erst wenige, seitdem Anno 1390 der Nürnberger Ulman Stromer mit der neuen Kunst begonnen hatte. Lorenz Beildeck und seine Frau wollten für die nächste Zeit in das Dorf im Elsaß zurückkehren, aus dem Nese stammte. Die Formen und Werkzeuge des Meisters würden sie mitnehmen und getreulich bewahren.

Grau dämmerte der Morgen, als der Dekan von Jung-St.-Peter sich wieder in seinen Mantel hüllte und leise davonschlich. An diesem Tage blieb Gutenbergs Haus verschlossen, und nur Andreas Heilmann schlüpfte durch die hintere Pforte. Und dann wurde es wieder Nacht.



Alte Papiermühle

Hinter den verhängten Fenstern huschte Kerzenlicht hin und her. Johann Gutenberg durchschritt die Räume, in denen er zehn Jahre lang gelebt und gewirkt hatte.

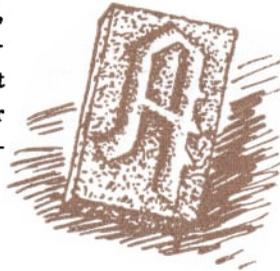
Waren diese Jahre nutzlos gewesen? Die Erinnerung überkam ihn an jene bittere Nacht, da er die Formen einschmolz. Wieder wollte Verzweiflung ihn übermannen. Da nahm Lorenz Beildeck eine der neugegossenen Typen aus der Tasche, darin er sie schon sorglich verwahrt hatte. Wortlos schob der Getreue das Metallstäbchen in die Hand des Meisters. Der Buchstabe war sauber ausgefeilt, makellos schien er jetzt.

»Nehmt diesen mit Euch«, sagte Lorenz Beildeck, und seine rauhe Stimme klang heiser, als sei ihm die Kehle zugeschnürt. Der Buchstabe war ein A.

A – Alpha – der Anfang. – Ein neuer Anfang, Johann Gutenberg?

Die Nacht breitete ihren dunklen Mantel über die Türme, Häuser und Tore Straßburgs. Sie war finster und sternenlos.

Vorfrühling 1444... Auf der alten Zaberner Straße, die einst die Römer gebaut hatten, als sie Argentoratum, das jetzige Straßburg, beherrschten, wanderte ein einsamer Mann. Bei Nacht entflohen wie jener Meister der Schwar-



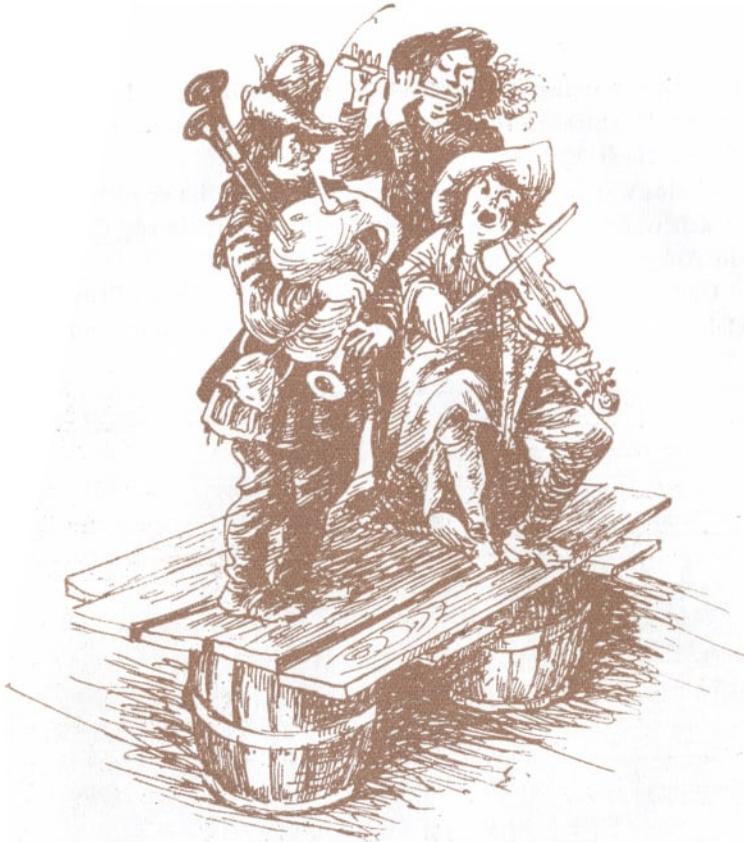
zen Kunst, dem Andreas fast zum Opfer gefallen wäre. Er trug leichtes Gepäck, konnte er doch

jederzeit von umherstreifenden Söldnern überfallen und ausgeraubt werden. Die Straßen führten landab über Selz und Lauterburg nach Mainz. Nach Mainz?

Ziellos waren Gutenbergs Schritte. Noch wußte er nicht, wohin er sich wenden sollte. Müdigkeit beschlich ihn. Er zog dahin wie ein Ausgestoßener, einer von der Landstraße.

Und trug doch unter seinem Gewand auf der bloßen Brust einen kleinen Lederbeutel. Darin war ein Buchstabe verwahrt, ein **A**.





V

»He, he, Blasius! Tu uns noch ein Weinli einschenken, aber nit vom teuersten!« Die Stimme des Gastes drang kaum durch den Raum der Schenke, und der dicke, rothaarige Wirt schien sich nicht sonderlich zu eilen.

Gerade begannen die Musikanten wieder. Sackpfeifen, Flöten und Zinken dudelten, piepten und schrillten. Hoch sprangen die Tanzenden um die hölzernen Tonnen, darauf die Spielleute standen.

»Den Bettlertanz für die Bettelleut!« Finster lehnte sich ein junger Bursch gegen die Wand. Sein Haar hing strähnig um das schmale Gesicht, sein Wams war zerrissen und alt.

»Für die Bettelleut? Warum nit gar? Wollen auch lustig sein!« rief der Gast, der nach dem Wein verlangt hatte. Er warf den Kopf mit einer hastigen Bewegung zurück. An der Gugel, der Kragenkapuze, deren Zipfel lang über die Schulter herabfiel, klimperten Schellen, sie läuteten auch leise am Gürtel des munteren Gesellen. Er sprang auf, klatschte in die Hände und verlangte lauter nach seinem Trunk.

»Wollet uns wohl gar verdursten lassen, Meister Blasius?« fragte er den Wirt, der sich gemächlich heranschob.

Roter Wein gluckste in den Becher, durstig trank der Mann. Dann kletterte er über die Bank und mischte sich unter die Tanzenden. Es war ein buntes Gewimmel in der Schenke. Die Fastenzeit war vorüber. Man schrieb das Jahr 1446.

Der junge Mensch in den zerlumpten Kleidern brütete finster vor sich hin. Er sah auch nicht auf, als zwei neue Gäste die lärmerfüllte Schenke betraten und nach kurzem Zögern neben ihm auf der Bank Platz nahmen. Der Ältere, dessen weißes Haar unter dem dunklen Hut hervorsah, stützte müde den Kopf. Sein Gefährte schaute sich nach dem Wirt um. Auch seine Züge waren nicht mehr jung, scharfe Furchen gruben sich in sein Antlitz.

Der rothaarige Wirt musterte die beiden und betrachtete das dünne Felleisen, das zwischen ihnen auf der Bank lag.

Kaufleute waren die Männer sicher nicht, die verirrt sich auch kaum in die ärmliche Schenke an der Landstraße.

»Hätten gern ein wenig Speis' und eine Herberge für die Nacht«, sagte der Jüngere, und als er das Zögern des Wirtes bemerkte, griff er in sein Wams und warf einen Gulden auf den Tisch.

Meister Blasius verbeugte sich freudig. Seine Miene hellte sich auf. Seine dicken Finger hasteten nach dem Gulden.

»Sogleich Ihr Herren, sollet nimmer lange warten«, sagte er geschmeidig. »Habet wohl einen langen Weg hinter Euch? Kommet am End aus Basel?«

Der Alte schwieg, während der andere nickte. »Ja, ja, freilich, aus Basel . . .« Die letzten Worte schienen ihm schwer zu werden, es war, als spräche er nicht gern von der Stadt.



Der Wirt hätte wohl noch mehr gefragt, merkte aber gar bald, daß den beiden nichts an einem Gespräch lag. Da verschwand er eilig und bahnte sich seinen Weg an der Wand entlang, um nicht zwischen die Tanzenden zu geraten.

Die beiden Gäste sahen eine Weile dem ausgelassenen Springen der jungen Menschen zu, die alle arm und dürftig gekleidet waren. Dann flog der Blick des Jüngeren über die Gestalt seines schweigsamen Nachbarn.

»Und Ihr? Möget Ihr nimmer mittun — oder hat Euch ein Maidlein gekränkelt?« fragte er freundlich.

Der junge Bursch sah auf. Röte flammte über sein Gesicht, in seinen hellen Augen brannte etwas, was nicht von einem plötzlichen Verdruß herrühren konnte.

»Was kümmert's Euch — Ihr Herren!« stieß er hervor. Schwang nicht gar Haß in seiner Stimme?

»Sind nimmer Herren — oder schauen wir am End' gar danach aus?« entgegnete der Mann. »Hab Euch auch nit zu nah' treten wollen.« Der Bursche achtete nicht auf seine Worte. Seine Hände fuhren unruhig über den Tisch. Plötzlich legte er die Finger aneinander und ließ sie nach dem Schrillen der Pfeifen wild auf und nieder wirbeln.

»Lustig ist's, gelt? Lustig, wenn man muß tanzen, allweil tanzen vor dem Halsherren, auf daß er einen Spaß daran hat! Frontanz nennen sie's daheim — Frontanz! Hab tanzen müssen mit der Marei, obgleich sie siech war und elend. Ist umgefallen mitten im Springen und hat nimmer aufstehen mögen . . .«

Der junge Mensch schwieg. Seine Finger krochen zusammen und ballten die Hände zu Fäusten.

»Woher seid Ihr, Freund?«

»Aus dem Rudolstädtischen. Hab's nit mehr aushalten können und mich davon gemacht bei Nacht. Bin wohl manche Straße gewandert, auf und ab in den Landen. Ist überall Elend unter den

geringen Leuten. Ist überall Fron. Haben den Frontanz auch nit allein bei uns, müssen tanzen vor den Herrnsitzen um Gera, um Frankfurt bis die Saale hinauf gen Halle, überall . . . Fronen auch da mit dem, was sonst eitel Lust und Freud' sein könnt. Ist denn überhaupt das Springen noch eine wahre Freud'? Sucht nit ein jeder darin nur seinen Jammer zu vergessen wie auch hier?«

Der Zuleztgekommene sah den jungen Gesellen ernst an und nickte. Den Jammer vergessen . . . Wollten das nicht auch die Burschen, wenn sie zum Pflingtritt auf den Anger hinausstoben?

»Sind achtundzwanzig Jahr her, da hat's zu Straßburg begonne, daß einige habe nimmer mit dem Tanze aufhöre möge. Bracht man sie also zur Kapellen des heiligen Veit gen Zabern, auf daß man ihre Besessenheit möcht austreibe«, sagte jetzt der Alte, der bisher nicht an dem Gespräch teilgenommen hatte. Seine Sprache verriet den Elsässer.

»Besessenheit! Unsere Qual, die Qual der leibeigenen Leute, kann auch St. Veit nit austreiben! Müssen wir halt selber austreiben. O ja, selber . . .«

Dunkel glomm es in den Augen des Burschen.

Der Wirt kam und stellte Speise und Trank auf den Tisch.

»Möcht Euch bitten, mitzuhalt«, sagte der jüngere der beiden Fremden zu dem Gesellen.

Der aber schüttelte hastig den Kopf.

»Sitz schon zu lang hier, itzo ertrag ich's nimmer. Vergeßt, was ich Euch gesagt hab', vergeßt es — so Ihr's könnet!«

Er verschwand eilig im quirlenden Gewoge der Tanzenden.

Im hölzernen Napf dampfte die Suppe. Der Mann schob sie beiseite. Als der Alte ihn fragend ansah, blickte er düster vor sich hin. Höher sprangen die Tänzer und Tänzerinnen. Einer, an dessen geflicktem Gewand die Schellen läuteten, schwang sich auf die Tonnen und schlug den Sackbläser auf die Schulter. Plötzlich hielt er eine Fiedel in der Hand und ließ den Bogen über die Saiten fliegen.

»Den Hoppaldei! He, he, lupfet nur die Beine! Lustig geht's, Ihr Freundli!« schrillte seine Stimme.

Und das Elend, das die verhärmten Gesichter der Menschen zeichnete und in ihren zerlumpten Kleidern hing, war auch in ihrem Tanz im dumpfen Raum der Schenke.

Die beiden Männer erhoben sich bald und wollten die Kammer aufsuchen, die ihnen der Wirt als Herberge bot. Sie kletterten eine wackelige Stiege hinauf. Da klangen Stimmen an ihr Ohr und ließen sie zögernd verharren.

»Wenn Ihr die Herberg nit zahlen könnt, so schert Euch davon!« fauchte der Wirt. Eine Tür flog polternd zu, daß der alte Lehm von den Wänden bröckelte. Die beiden Männer vernahmen noch ein dumpfes Stöhnen, dann war alles still, und ein Weilchen später schnaufte ihnen der feiste Wirt entgegen.

»Wollet nur noch ein lützel Geduld haben, Ihr Herren, Eure Kammer soll gleich bereit sein«, sagte er, und seine grobe Stimme wurde glatt und schmeichelnd.

»Ihr wollt doch nit unseretwegen einem anderen Gast die Herberg aufsagen?« erkundigte sich der jüngere der beiden Männer.

»Sorget Euch nit darum! Hab einen üblen Gesellen dort droben! Lieget schon seit zween Tagen auf der faulen Haut, tut, als sei er siech, und ist's doch nimmer! Sagte, er hätt einen kostbaren Schatz in seinem Ränzel — hat aber keinen einzigen Gulden, nur ein paar Blättlein von Pergament mit krausen Zeichen, der Erzscheml!« giftete der Wirt.

»So er krank ist, wollen wir nach ihm schauen«, entgegnete der Fremde ruhig. »Ihr könntet doch nimmer einen Siechen hinausjagen auf die Straßen!«

»Kann's nit? Kann's nit?« fuhr der Rothaarige auf.

»Sollt Euch wohl anstehen, christlich Barmherzigkeit zu üben«, nahm jetzt auch der Alte das Wort.

»Von der christlichen Barmherzigkeit wird mein Säckel nimmer gefüllt«, lachte der Dicke.

Der Jüngere drehte ihm den Rücken zu und stieg ruhig die Stiege hinauf. Auch der Alte wandte sich ab. Wenig später standen die beiden in der Kammer. Durch ein zerbrochenes Fenster blies der Wind. Auf einem Strohlager wälzte sich unruhig ein Sterbender. Der Raum enthielt keinen Hausrat außer dem erbärmlichen Bett und einem wurmstichigen Tisch, auf dem ein abgewetztes Felleisen ausgebreitet lag. Gierige Hände hatten die geringen Habseligkeiten des Kranken herausgerissen. Als die beiden Männer die Tür öffneten, flatterten ihnen ein paar Blätter entgegen. Sie achteten nicht darauf und traten an das Lager des Siechen. Der Mann mochte noch nicht alt sein, aber die Krankheit hatte ihn zerstört. Stoßweise keuchte der Atem, die dünnen Finger flochten sich krampfhaft ineinander.

»Können wir Euch ein wenig Erleichterung schaffen?«

Die Augenlider des Sterbenden hoben sich, fremd glitt der Blick an den beiden Männern vorüber.

»Durst!« lallten seine trockenen Lippen.

Der Alte sah sich um, aber es war nicht einmal ein Becher Wasser in der Kammer. Er ging zur Tür und rief nach dem Wirt.

»Eine Schand' ist's«, murmelte der Jüngere. Er beugte sich über den Kranken. Erinnerung fiel ihn an. Erinnerung an jene Stunde, da — aber was war das? Äffte ihn ein Spuk?

Der Sterbende warf sich auf den Rücken, qualvoll weiteten sich jetzt seine Augen.

»Die Lettern«, murmelte er, »hab's Euch geschworen, es keinem zu verraten! Hab's Euch geschworen für alle Zeit, Prokop Waldfoghel! Ist ein gut Ding, mit metallenen Buchstaben zu schreiben. Müsset nur neue Formen gießen. Ein gut Ding, das Ihr mich lehrtet . . .«

Den Fremden durchzuckte es wie ein Schlag. Er starrte den Kranken an, dessen Worte sich jetzt undeutlich verloren.

»Conrad!«

Der Alte trat in die Kammer zurück. Er erschrak vor seinem Gefährten, aus dessen Antlitz alles Blut gewichen zu sein schien.

»Was ficht Euch an?« fragte er entsetzt.

Eine Antwort ward ihm nicht gegeben. Dafür polterte der Wirt an der Tür. Mißmutig brachte er eine Kanne Wein.



»Ist Eure Sach', Ihr Herren, so Ihr Euch um einen von der Landstraßen möget bekümmern!« murrte er und stieß Kanne und Becher hart auf den Tisch. Seine Füße schlurrten achtlos über die heruntergewirbelten Pergamentblätter.

Der jüngere der beiden Gäste erwachte endlich aus seiner Erstarrung, jäh packte er den Wirt bei den Schultern.

»Wer ist das?« fuhr er ihn an und deutete auf den Kranken.

»Seid Ihr toll geworden?« wand sich der Feiste unter dem eisernen Griff. »Lasset mich los, oder ich schrei um Hilf'! Heilige Jungfrau! Vor Euren wilden Augen kann's einem wahrlich angst werden! Wer jener ist? Weiß ich's? Nennet sich Girard Ferrose und will ein Uhrmacher sein aus Trier! Behauptet gar, er käme aus Avignon und hätt' dort seltsame Künste betrieben, über die er zu keiner Seel' dürft sprechen! Ist aber eitel Geschwätz, und er mag gar wohl ein fahrender Schüler sein oder ein Tänzer auf dem Seil, welches Gesindel sich überall herumtreibet!«

Mißtrauisch musterte Blasius seine seltsamen Gäste. Da sie ihm aber in guten Gulden zahlten, war er's zufrieden und zog sich alsbald zurück. Sollten die Narren bei dem Sterbenden bleiben, wenn sie Gefallen daran fanden! Aber morgen würde er ihn aus seiner Schenke werfen! Sein Gasthaus war doch kein Spital für Bettler — wenn er auch darin Bettlern zum Tanz aufspielen ließ und ihre letzten Münzen in sauren, wässrigen Wein umwandelte!

Die beiden Männer mühten sich um den Kranken, netzten seine Lippen und wischten ihm den kalten Schweiß von der Stirn. Girard Ferrose, der Uhrmacher, wußte nicht, daß ihn fremde Hände pflegten. Er war in Avignon. Die Gestalt des Prokop Waldfoghel wuchs drohend vor ihm auf und verlangte Rechenschaft, warum er die geheime Kunst verraten habe. Das Geräusch einer Druckpresse klang in seinen Ohren, und stählerne Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Wirre Worte sprangen über seine Lippen — und plötzlich war ein Name darunter, der den beiden Fremden das Blut in den Adern stocken ließ —.

»Walter Riffe«, lallte der Uhrmacher, »sagt's dem Silberschmied, daß ich Euch hab in Treue gedienet, Prokop Waldfoghel . . .«

Der Weißhaarige stützte den jäh zurücktaumelnden Gefährten.

»Henne! Glaub' schier, es ischt Höllenblendwerk, Henne Gutenberg!«

Der Uhrmacher Girard Ferrose verriet das Geheimnis nicht. Mit dem letzten pfeifenden Atemzug nahm er es mit sich.

Es war dunkel geworden. Die Nacht lugte durch das zerbrochene Fenster. Sackpfeifen und Flöten lärmten nicht mehr in der Schenkstube. Nur die Ratten raschelten unter den Dielen des morschen Hauses.

Conrad Saspach hatte vor zwei Jahren fast zur gleichen Stunde wie Johann Gensfleisch zum Gutenberg Straßburg in aller Heimlichkeit verlassen müssen und gar bald den Freund gefunden. Er war mit ihm gewandert gen Basel, wo Meister Gutenberg umsonst versuchte, Gelder für einen Neubeginn zu leihen, hatte jede bittere Stunde seiner Irrfahrt durch die Lande mit ihm geteilt und war nun bereit, mit dem Meister nach seiner Vaterstadt Mainz zu wandern. Conrad Saspach, der Drechsler und Erbauer der ersten Druckpresse, hob schweigend die verstreuten Blätter vom Boden und schob sie Henne zu. Es waren bedruckte Bogen.

In Avignon lebte ein Mann, der Prokop Waldfoghel hieß. Er mußte den Silberschmied Walter Riffe kennen. Er druckte mit metallenen Buchstaben.

Ein Zufall, daß Saspach und Gutenberg gerade zu dieser Stunde in jene Schenke gerieten, da ein Mitwisser jenes Waldfoghel sich zum Sterben niedergelegt hatte?

»Fragt nit, ob es Zufall ist, Henne Gutenberg«, sagte der alte Drechsler leise, »glaub' wohl, daß Ihr's zu irgendeiner Stund' auch so hättet erfahren müssen, wohin Euer Werk ward verraten! Ein übel Bubenstück muß' Anton Heilmann anhören, da er sonder Arg hinter den Riffes herging. Es war gut so, daß er's hörte. Mein' darum, es ruhe dennoch Segen auf Eurem Werk, und Eure Feinde können Euch nimmer vernichten, wie sie's auch anfangen mögen mit böser List.«

Aufrecht stand Gutenberg. Seine Gestalt reckte sich. In seinen Augen waren ein klares Leuchten und eine feste Entschlossenheit.



»Gen Avignon«, sagte er ruhig, und die Worte hallten über den toten Uhrmacher hinweg, »gen Avignon!«

Leise flatterten die bedruckten Pergamente.

Grau verhangen war der Himmel Frankreichs. Regen rieselte unaufhörlich aus schweren Wolken. Der Rhônefluß, von der Schweiz kommend, wo er sich sein Bett durch die Berner und Walliser Alpen gräbt, durch den Genfer See tritt und seinen Weg gen Westen bis Lyon windet, strebt in Avignon breit und mächtig dem Mitteländischen Meer entgegen. Bleiern schlugen seine Wogen gegen die Ufer, bleiern reckten sich die eckigen, zinnengekrönten Türme des päpstlichen Palastes in den Dunst. Regenblind blinzelten die schmalen gotischen Fenster, hinter denen siebzig Jahre lang die gar weltfreudigen Päpste rauschende Feste gefeiert hatten in der Zeit, da

französische Königsgewalt Rom den Titel der Heiligen Stadt strittig machte, da es französische und römische Päpste gab und alle Fehde doch nur auf eines ausging: auf Macht, auf Reichtum.

Wie seine Vorgänger, so beschrieb auch das Jahr 1446 die Blätter der Geschichte mit Fürstenmacht, Fürstenglanz und Fehden – die beiden Fremden, die an dem grauen Regentag in Avignon einzogen, vergaß es.

In der engen Werkstatt des Goldschmiedes Prokop Waldfoghel hockten drei Männer. Zwei trugen abgewetzte Reisekleider. Ihre Füße waren müde vom langen Weg. Die kleine, zierliche Gestalt des aus Prag gebürtigen Meisters war von einem feinen burgundischen Wams umhüllt, schmalgliedrige Finger zuckten unruhig.

Metallene Lettern waren über den Tisch gestreut, sie glichen in Schnitt und Form dem Buchstaben A, der vor dem Prager lag und den seine Augen nicht losließen, als wollten sie jede Einzelheit aufnehmen. Gutenberg und Saspach hatten ihre Erzählung beendet. Stille lastete über dem Raum, nur der Sand rann leise durch ein altes Stundenglas. Als Prokop Waldfoghel endlich aufsaß, war sein Antlitz fahl wie das eines Toten. Der Glanz in den braunen Augen war erloschen. Schwerfällig und müde erhob sich der Goldschmied.

»Hab nit Euer Werk stehlen wollen, Johann Gutenberg! Hab's nur geübet im guten Glauben, es wär die Erfindung eines Toten – wie's mir Jörg Dritzehn gesagt hat, Anno 1443 zu Luzern, da ich Geschäfte mit ihm hatte. Hab auch Walter Riffe geglaubt, der mich etliche Male aufsuchte zu Avignon und mich die neue Kunst gebrauchen lehrte.«

»Bitt Euch noch, mir auf eine Frage Antwort zu geben, Waldfoghel«, unterbrach Gutenberg den Goldschmied, »zogen Walter Riffe und die Brüder Dritzehn Nutzen aus Eurer Arbeit?« Da nickte der Prager. Mit hastigen Bewegungen schob er die Lettern von sich, schob sie Gutenberg zu.

»Nehmt sie, sie sind Euer. Will keine Stund mehr mit den Straßburgern zu tun haben! Keine Stund mehr! Ruhet nimmer ein Segen darauf. Bin auch nit weit gekommen in Eurer Kunst, Johann Gutenberg, hab nur das ausgeübet, so vorhanden war, hab's aber



nit vorwärtsbringen können, und ist die gedruckte Schrift, die ich ein künstlich Schreiben nannte, voller Fehl und Mängel. Ihr waret es, der die ersten Stempel schnitt, die Formen prägte, die ersten Lettern goß. Ihr, Johann Gutenberg! Ihr sollet es auch vollenden, das Werk.«

Der Regen pochte eintönig gegen die Fensterscheiben. Im grauen Dunst versanken Türme und Paläste. Die Straßen, durch die einst-

mals der Uhrmacher Girard Ferrose geschritten war, bevor er von Meister Prokop Waldfoghel schied, waren feucht. Das Haus des Goldschmiedes stand grau, wesenlos und verschwommen in der Nässe.

Die Hände der drei Männer fanden sich. »Möge Euch Glück beschieden sein auf Eurem Weg«, sagte der Prager leise.

Und wieder dehnte sich die Landstraße vor Johann Gutenberg und Conrad Saspach, wieder war ihre Wanderung lang und beschwerlich. Doch leichter schritten die Füße durch den mahlenden Sand. So zogen die beiden Gefährten durch Frankreich und danach rheinaufwärts gen Mainz. Die Freie Reichsstadt Straßburg betraten sie nicht mehr. Zu bitter war die Erinnerung für Johann Gensfleisch zum Gutenberg.

Und doch sollte ihm auf seinem Weg noch eine trübe Stunde schlagen — das geschah, als ihm in einem Dörflein in der Nähe von Molsheim Lawel Beildeck vom Tod seiner Eltern erzählte, die eine hitzige Seuche in einer Nacht dahingerafft hatte. Der schwächliche, lang aufgeschossene Knabe hütete Vieh für ein wenig Speis und Trank. Er schlief im Winkel eines Stalles, selten hatte jemand ein gutes Wort für den Buben, alle trugen an der eigenen Not, am eigenen Elend. Der Junge hatte den Meister Gutenberg nicht vergessen, hatte jene Stunde nicht vergessen, da der immer freundliche, gütige Mann heimlich aus seinem Hause entweichen mußte.

»Hab's Euch aufgehobe — das Gezuge, Euer Werkzeug, Eure Lettern und Formen«, sagte der Bub. Er kroch auf den Boden. Schier halsbrecherisch hing er zwischen den Sparren. Dann wühlte er unter Heu und Stroh einen prallen Ranzen hervor.

Gutenberg löste die Schnüre, und seine Hände waren unsicher dabei. Doch dann schimmerte ihm Metall entgegen. Formen und Buchstaben waren nicht verdorben. Der Junge hatte sie vor Staub und Feuchtigkeit zu schützen gewußt. Der Letter A, die der Meister

noch immer im ledernen Beutel auf der Brust trug wie eine Mahnung und Verheißung, folgte das ganze Alphabet. Es waren Gutenbergs letztgegossene Buchstaben. Sie glichen wohl jenen, die Andreas Dritzehn in seiner Truhe bewahrte und die von seinen Brüdern gestohlen und jetzt dem Erfinder von Prokop Waldfoghel zurückgegeben wurden, in der Form, waren aber viel feiner und vollkommener.



»Nun könnet Ihr in Mainz sogleich mit dem Werk beginne«, sagte Conrad Saspach fröhlich, »will Euch die neue Presse baue, dann ischt's nit mehr weit bis zum erschte gedruckte Buch!«

Johann Gutenberg legte den Arm um die schwächtigen Schultern des Jungen.

»Magst mit mir kommen, Lawel? Möcht halt für dich sorgen, als wär ich dein Vaterle, und wenn du Freud' daran hast, so sollst auch die Kunst erlernen und dereinst ein guter Buchdrucker werden!«

Da blitzten die Augen Lawel Beildeckes. Alles erlittene Leid wich aus seinem jungen Gesicht.

»E Buchdrucker werd ich! Heissa, e Buchdrucker!« schrie er in bubenhafter Freude und sprang lustig herum.

»Könnt' sein, daß er's einmal fortsetzt, mein Werk«, murmelte der Meister versonnen. Zu dritt gingen sie zu den Gräbern von Lorenz und Nese und nahmen Abschied von den Getreuen. So nahm auch Johann Gutenberg Abschied von der Zeit, die düster und schwer hinter ihm lag.

Würde die Zukunft Licht auf den Weg des Erfinders werfen?

## VI

Vier Jahre waren dahingegangen. Das Jahr 1450 hatte mit Schnee und Eis seinen Einzug gehalten.

Den Hof zum Gutenberg in Mainz durchpulste ein merkwürdig unruhiges Leben.

Zum dritten Male schon lief Lawel Beildeck vor die Tür und spähte die Schusterstraße hinauf und hinunter. Von der alten St.-Quintins-Kirche hatte es längst geläutet.

Die Kälte drang dem Jungen durch das Wams, er achtete nicht darauf. Er war ein großer, stattlicher Bursch geworden, der den Meister Gutenberg lieb hatte wie einen Vater. Viel hatte er gelernt inzwischen, durfte sich auch bald Geselle nennen und hing mit jeder Faser seines Herzens an der jungen Kunst des Druckens.



Plötzlich beugte Lawel sich vor, wandte sich dann um und eilte mit großen Schritten in das Haus zurück.

»Meister, er kommt!« rief er laut.

Gutenberg hielt in der linken Hand den Winkelhaken, jenes Gerät, darin die Lettern in Zeilen gereiht werden. Ruhig und ohne Hast fuhr er fort, mit der rechten eine Type nach der anderen aus den wohlgeordneten Fächern des Setzkastens zu nehmen und einzusetzen.

»Merket wohl auf, Berthold«, wandte er sich freundlich an seinen neuen Gesellen, der erst seit kurzem das Handwerk betrieb, »muß allweil blind Metall zwischen die Wörter eingefüget werden, darf nit zu hoch sein, damit's nit mitgedruckt wird, wenn Ihr's einfärbet!«

Der Geselle folgte aufmerksam Gutenbergs Rede. Er empfing den Winkelhaken aus des Meisters Händen. Behutsam hielt er das Gerät und begann, es Gutenberg gleichzutun. Dieser nickte dem aufgeregten Lawel zu.

»Ist gut, Bub, bin schon bereit, den ehrsamem Bürger zu empfangen«, sagte er lächelnd. Er verließ den großen Werkraum, der einmal ein Festsaal gewesen sein mochte und jetzt erfüllt war vom Geräusch der Arbeit. Liebevoll glitt der Blick des Meisters über die beiden Pressen, die ihm vor Jahren Conrad Saspach noch gebaut hatte, bevor er in seine Heimatstadt zurückkehrte.

Dann trat er vor das Tor, um den Gast zu begrüßen.

Der Herrscherr Johann Fust trug einen prächtigen Mantel von kostbarem Pelzwerk. Unter einem tief in die Stirn gezogenen Hut musterten ein Paar schmal zusammengekniffene Augen befremdet den Meister, der ihn im schlichten Werkkittel empfing.

Dann aber erhellte ein höfliches Lächeln Fustens Antlitz. Er schüttelte Gutenberg die Hand und betrat neugierig das Haus.

In der großen Stube saßen sich die beiden Männer gegenüber. Die Mittagssonne schickte ein paar Strahlen durch die Fenster, die malten runde Kringel auf den Tisch, grad vor den Platz des Herrn Johann Fust. Dort schimmerten sie wie blasses Gold.

»Ihr seid Mainzer Bürger wie ich«, sagte der Kaufmann, »denk wohl, daß einer dem andern helfen müßt, so er in Not ist. Ihr habet vor zween Jahren Geld aufnehmen müssen — waren's nit 150 Gulden, für die Euer Vetter Arnolt Gelthuß mußt bürgen mit etlichen seiner Häuser?«

Gutenberg füllte den Becher des Gastes mit süßem Wein. Als er die Kanne hob, durchzuckte ihn ein Gedanke: so hatte einmal auch Hans Riffe an seinem Tisch gesessen . . .

»Verzeiht, wenn Euch die Frage nit recht war«, kam Johann Fustens höfliche Stimme, als ihm der Meister nicht antwortete.

Der Buchdrucker sah dem Handelsherren fest in die Augen. Fust erwiderte ruhig den Blick, nur ein wenig Erstaunen war in seinen Zügen.

»Die Gulden sind längst dahin. Aufgebraucht für Metall und Werkzeug und Papier«, sagte Gutenberg endlich.

»Und was bringet es ein, so Ihr gedrucket habet bisher?« wollte Fust wissen.

»Nit viel. Reichtümer können wahrlich noch nit damit erworben werden«, entgegnete der Meister ruhig. Er trat an den Wandschrank und entnahm ihm ein paar schmale Bände. Es waren Kalender und Lehrbücher.

Fust blätterte die Seiten auf und betrachtete lange die gedruckten Buchstaben. Seine Finger glitten über das Papier.

»Das sollt erst der Anfang sein. Ist auch noch lang nit gut. Hab damals noch meine Formen in Blei gegossen, nehm heut Kupfer dafür, da werden die Lettern schärfer und stehen klarer auf dem Pergament«, erklärte der Meister. »Und schauet hier — arg unregelmäßig endigen die Zeilen, springt gar ein Wort vor und das andere zurück — müßt aber das Blatt einen Druck zeigen, der schön und gleichmäßig ist. Hab auch das itzo herausgefunden und weiß nun, wie man die Abstände recht zwischen den Worten läßt.«

Johann Fust nickte und klappte die lateinische Grammatik des Aelius Donatus zu.

»Möcht auch wohl deutsche Lehrbücher drucken«, sagte Gutenberg plötzlich.

Johann Fust kniff die Augen zusammen.

»Deutsche Lehrbücher für die Lateinschulen?« fragte er halb spöttisch, halb verwundert.

Der Meister blickte ernst auf den Donat. »Für die deutschen Schulen«, sagte er, »für Schulen, in denen allen Kindern mögen die Bücher zum Nutzen sein, allen — ohn' Unterschied des Standes.«

Mitleidig schüttelte Johann Fust den Kopf. Er schien doch ein hoffnungsloser Narr zu sein, dieser Gutenberg!

»Den geringen Leuten möcht's übel bekommen, so sie nach Wissen trachten wollten! Besser ist's, man lasset sie in ihrer Dummheit, könnt sein, sie würden sonst unzufrieden und mucken auf wider ihre fürstlichen Herren. — Doch damit sollet Ihr Euch nimmer befassen, Johann Gutenberg! Solltet ein großes Werk beginnen, solltet die Bibel abdrucken. Wird dann auch ein rechter Verdienst werden, und die Kirche mag Euch neue Aufträge geben, da mehrt sich's dann Gulden um Gulden.«

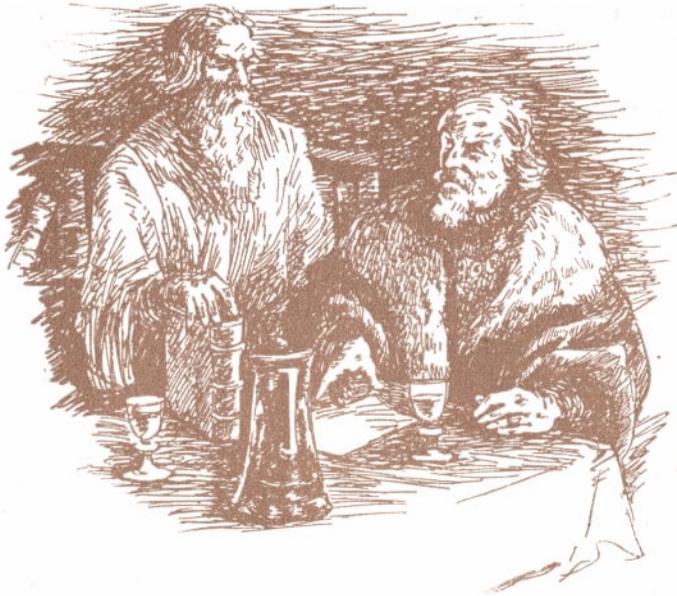
Wieder beschlich den Meister ein eigentümliches Gefühl. Hatte nicht auch Hans Riffe so gesprochen? Und hatte ihn doch hernach beim Bischof der Schwarzen Kunst bezichtigt . . .

Er zwang sich, die bösen Gedanken zu verscheuchen. Er brauchte seine Kunst nicht mehr geheimzuhalten, nun, da sie so weit vollendet war, daß er Bücher drucken konnte.

Aber das Geschäft? Gulden? — Gutenbergs ganzes Denken und Sinnen galt nur immer seinem Werk, um dessen Verbesserung er unermüdlich rang. Er war kein Herrscherr.

Fust hob den Becher und trank ihm zu.

»Ich leih Euch 800 Gulden, Johann Gensfleisch zum Gutenberg. Seid Ihr zufrieden damit?«



800 Gulden! Das war ein Kapital, mit dem er ein großes Werk beginnen konnte. Neue Pressen, neues Werkzeug, neue Lettern. Einen Augenblick war es ihm, als drehe sich der Raum vor seinen Augen. Der Kaufmann Johann Fust bot ihm 800 Gulden!

Der Herrscher blieb kühl und überlegen. Er verlangte einen Zins von 6 Prozent.

»Und welche Sicherheit wollet Ihr haben?«

Fust lächelte freundlich.

»Ihr verpfändet mir alles Gerät, so Ihr von meinem Gelde anfertigen möget, lieber Meister«, klirrte seine Stimme.

800 Gulden für einen, der nicht weiß, wie er weiterarbeiten soll... 800 Gulden, damit das Werk bestehen kann... 800 Gulden... Druckpressen... Neue Typen... Bücher... Bücher...

Man wird sie zurückzahlen können, freilich, und die verpfändeten Geräte auslösen . . .

800 Gulden . . .

Johann Gutenberg unterschrieb den Vertrag.

Lawel Beildeck war närrisch vor Freude, als er erfuhr, wie groß die Werkstatt ausgebaut werden sollte. Die beiden Gesellen Berthold Ruppel und Peter Schöffer schwelgten in gewaltigen Zukunftsplänen.

»Ihr werdet ein reicher Mann werden, Meister Gutenberg!« rief Peter Schöffer. In seinen Augen stand ein fiebriger Glanz, als sähe er den Reichtum auf sich selbst zukommen.

Um die gleiche Zeit verbuchte Johann Fust den geliehenen Betrag. Tief tauchte er das Schreibrohr in die Tinte. Mit sorgfältiger Genauigkeit malte er die Zahlen auf das Papier, schloß dann Rechnungsbuch und Vertrag ein und schritt in seinem Zimmer auf und ab. In dem reichverzierten Kamin prasselten kostbare Edelhölzer, die einen feinen Duft ausströmten. Die Wände des Raumes waren getäfelt, ein farbenprächtiger Wandteppich aus goldenen und seidenen Fäden, venezianische Webarbeit, spannte sich bis zu einem die dunkle Holzverkleidung abschließenden Bort, darauf schöne, alte Gläser und französische Fayencekrüge standen. An der Stirnseite des Zimmers befand sich die Bibliothek, die alte wertvolle Handschriften enthielt und bis zu der bemalten Zimmerdecke hinaufreichte.

Johann Fust trat an das Fenster. Gedämpftes Licht fiel durch die Scheiben, von denen einige in zarten Pastelltönen gehalten waren.

Johann Fust lächelte zufrieden.

Die nächste Zeit brachte viele Veränderungen für das alte Haus der Gutenbergs. Neue Gesellen hielten ihren Einzug, aus zwei Pressen wurden sechs. 46 000 Lettern mußten geprägt, gegessen, ausgefeilt werden.

Johann Gutenberg druckte die Bibel.

Fleißige Hände färbten den fertigen Satz mit Druckerschwärze, die der Meister aus Öl und Ruß mischte; fleißige Hände bewegten den hebelartigen Schwengel der Presse, senkten damit den Tiegel, jene Eisenplatte, die das Papier auf die Buchstaben drückte, und hoben ihn wieder, die wohlbedruckte Seite freigebend. Lawel Beildeck zog geschäftig die starken Papierbogen durch Wasser, daß sie schmiegsamer sich unter die Presse fügten, und hängte sie nach dem Druck wie Wäsche auf eine Leine, damit sie trockneten, ehe sie zum Bedrucken der Rückseite abermals in die Presse gespannt wurden.

Johann Gensfleisch zum Gutenberg druckte die Bibel.

Wie ein Rausch war es über den Meister gekommen. Er dachte nicht an Reichtum und Gewinn, nicht an Zins, nicht an die Gulden, die von Tag zu Tag zusammenschmolzen, bis ihm Leere aus dem Kasten entgegengähnte.

Man schrieb das Jahr 1452. Das Werk war noch längst nicht vollendet. Es war doch erst der Anfang . . .

Bange Stunden schlichen durch das Haus in der Schustergasse. Mit dem letzten Geld war den Gesellen der Lohn gezahlt worden. Was sollte jetzt werden?

Lawel Beildeck trat zu dem Meister. Das Licht des sinkenden Tages ließ die Werkstatt im Dämmerchein. Längst hatten die Gesellen Feierabend gemacht und den Raum verlassen. Nur Peter Schöffler stand im Türrahmen, als zögere er.

Zwischen den Druckerpressen wuchsen Schatten und verhüllten die Geräte.

»Meister! 's ischt halt der letzte Boge!« die Worte des jungen Elsässers kamen schwer und langsam.

Gutenbergs Hände berührten das Papier. Es war rau und fest. Die schneller sinkende Dunkelheit ließ das Wasserzeichen des Ochsenkopfes nicht mehr erkennen. Gutenbergs Hände krochen zurück in die Ärmel des abgetragenen Rockes. Die Hände waren kalt. Ein Frösteln überrann den Buchdrucker.



War das das Ende?

Mitten im Schaffen, um das er ein Leben lang gerungen und gekämpft hatte, mutig alle Not und alle Widerstände überwindend. Es fehlte an Gulden . . .

An Gulden . . .

»Warum gehet Ihr nit zum Fust, Meister!«

Peter Schöffers Stimme drang in die Gedanken Gutenbergs, als wenn Steine in ein stillgewordenes Wasser geworfen werden. Die Steine plumpsen hinunter, Wellen bilden zitternde Kreise – immer größer, immer weiter werden die Kreise, dehnen sich bis ans Ufer . . .

Zu Johannes Fust gehen?

Der hatte keinen Zins bekommen in den zwei Jahren. Keinen einzigen Kreuzer . . .

Und doch war Johann Fust der einzige Mensch, der helfen konnte. Peter Schöffer, Gutenbergs tüchtigster und gewandtester Drucker, hatte recht.

Man mußte zu Fust gehen, so schwer der Gang auch den Meister ankommen mochte.

Und Fust war freundlich. Johann Gutenberg solle sich keine Sorgen machen, er solle sich nicht um das Geschäftliche grämen. Johann Gutenberg sei ein Künstler, er solle bei seiner Kunst bleiben. Um das andere würde der Herrscher sich kümmern. Das mit den sechs Prozent Zinsen hätte zwar im Vertrag gestanden, damit es nach Recht und Ordnung gehe, aber es sei ihm nicht ernst darum, er wolle keinen Zins vom Meister Gutenberg, die Erfindung sei so groß, daß Johann Fust es als eine besondere Ehre auffasse, seinem Freund und Mitbürger zu helfen. Darum wolle er ihm auch weitere 800 Gulden leihen und stelle dabei nur die einzige Bedingung, daß er Mitinhaber der Gutenbergschen Druckerei würde.

Um etwa auch das Drucken zu lernen? Nein, nein! Nur beim Gang der Geschäfte wolle er dem Meister behilflich sein, und er würde sehen, wie es zum Nutz und Frommen für sie beide gedeihen möchte . . .

Johann Gutenberg blieb keine Wahl.

Der zweite Vertrag wurde aufgesetzt.

Fust gab das Geld für den Lohn der Gesellen.

Fust gab das Geld für die Beschaffung von Papier und Metall.

Fust gab Geld.

»Wüßt nimmer, wie ich's könnt besser austun denn bei Euch, lieber Meister. Hab trefflichen Handel geführt mit flandrischem Tuch, italienischer Seide, mit russischem Pelzwerk.«

## VII

Der Mai streute bunte Blumen auf Anger und Wiese. Lind strich der Wind über Türme und Giebel der alten Stadt Mainz.

Ein Sonntagnachmittag war's im Jahre 1455.

Meister Gutenberg sah mit frohen Blicken seinen beiden liebsten Gesellen nach, die ins Freie zogen.

Lawel Beildeck trug einen schlichten Rock aus grünem Tuch, in verschiedenen Farben gehalten, weiß und grün, waren die Beinkleider. Prächtiger hatte sich Peter Schöffer herausgeputzt, gelb und rot leuchtete sein Gewand, die weiten Ärmel der Shecke waren bestickt, und auf dem Kopf thronte die Sendelbinde mit gezaddelten Rändern.

Der Meister lächelte.

»Warum sollt' auch ein junger Mensch nit Gefallen haben an bunter Kleiderpracht«, sagte er zu Nicolaus Bechtermünze, einem entfernten Verwandten.

»Ist tüchtig und klug, der Peter Schöffer, hat gar viel gelernt und schneidet die Buchstaben fein säuberlich und kunstvoll.«

Als habe er die letzten Worte gehört, drehte sich Schöffer noch einmal um. Der Meister winkte ihm zu.

»Sind beide, als wären es meine leiblichen Söhne«, murmelte er und wandte sich wieder an seinen Gast.

»Wollen ein lützel in den Garten hinaustreten, lieber Bechtermünze. Die Luft ist mild, Euch tut's wohl, wenn Ihr Eure Stube mit der lieben Natur vertauschet, und auch ich möcht gern wieder die Vöglein singen hören, bin lang nit mehr aus meiner Werkstatt herausgegangen.«

»Ihr habet Großes geschafft, Gutenberg«, sagte Nicolaus Bechtermünze. Er war aus Eltville gekommen, um den Meister zu besuchen. Wenn er auch Gutenbergs Werk nicht mit Geld unterstützte, so hatte er doch viel Interesse an der Kunst des Druckens.

»— viel geschafft, lieber Meister! Ist doch die Bibel in ihrem Druck bald fertig, und habet Ihr auch sonst manches Büchlein hinausgeschickt in die Welt, als da sind Grammatika, Kalender und gar Schriften über die Türken, die das Abendland bedrohen. Eure ‚Schwarze Kunst‘ wird nimmer scheel angeschaut in der Welt, gibt Euch doch gar die Kirche Aufträge und läßt Ablaßbriefe bei Euch drucken.«

Ein Schatten fiel auf Gutenbergs Gesicht.

»Ablassbriefe! — Wohl ist's so, daß ich solche gedrucket hab'. Hätt's lieber mit getan, drang aber Johannes Fust gar sehr darauf, weil er an die Gulden dachte, die das Geschäft möcht bringen.

Glaubet Ihr an den Ablass, Nicolaus?« grollte der Meister. Bechtermünze hob die Schultern.

»So ein Mensch Böses getan hat, muß er's verantworten, das nimmt ihm halt keiner ab. Kann auch seinem Herrgott nit die Vergabung abkaufen mit einem Blättlein, darin ihm der Papst allerlei Gebete zur Sühne vorschreibet. Gibt der Arme aber doch seinen sauer verdienten Lohn dafür her, weil ihm die Priester in gar grauslichen Bildern von den Qualen des Fegefeuers erzählen, die seiner harren für seine geringen Vergehen.

Und Rom scheffelt's zusammen . . .«

»Wir können's nit ändern«, sagte Bechtermünze, »sprechet lieber, wie Ihr mit Fust auskommet.«

»Recht und schlecht, so Ihr die Wahrheit wollet hören. 's drückt mich gar oft nieder, wenn ich dran denk, daß ich gebunden bin durch die harten Goldgulden. Er sieht nur den Gewinn. Am Werk hängt er nimmer, kennt auch nit die Freud', die im Herzen aufblüht, wenn eine neue Letter gar zierlich und schön geschnitten ist.«

Die beiden Gesellen hatten sich bald getrennt. Lawel Beildeck war indessen noch nicht weit gegangen, als ihm einfiel, daß er das bunte Tüchlein vergessen hatte. Ein feines, zartes Seidentuch war

es, das er beim wandernden Kaufmann auf dem Markt erstanden hatte. Er wollte es der Els mitbringen.

Mit eiligen Schritten strebte der junge Mensch heimwärts. Els würde warten. Sie war ein stilles, freundliches Mädchen, eine Mainzerin aus einer armen Familie, und ernährte nach dem Tode des Vaters sich und ihre kranke Mutter kümmerlich mit allerlei Stickarbeiten.

Jäh ward der Gesell seinen Gedanken an die Els entrissen. Das geschah, als er am Haus zum Iseneck vorüberhasten wollte. Der schnelle Schritt stockte. Lawel Beildeck blieb mitten in der Gasse stehen.

Vor dem Tor des reichen Patrizierhauses stand ein feingekleideter Mann in gelb-roter Schecke. Seine Hand war ausgestreckt nach einem kunstvoll geschmiedeten Klopfring. Plötzlich wandte er sich um, als spüre er den auf sich gerichteten Blick. Ein flüchtiges Erschrecken huschte über sein Gesicht und verwandelte sich geschwind in ein Lächeln.

»Schau nur, Lawel, welch einen kostbaren Klopfer der Herr Fust an seiner Tür hat«, rief er, und seine Stimme klang ein wenig zu laut.

Lawel Beildeck rührte sich nicht vom Fleck.

»Du willst zu Fusten?« kam es zögernd über seine Lippen.

Peter Schöffler lachte.

»Narrheit, Lawel! Glaubst, der Herr Johann Fust tät auf Meister Gutenbergs Gesellen warten? Was sollt' ich bei ihm? Hab mir nur im Vorübergehen sein Haus angeschaut, ein schönes Haus ist's, gelt? Man kann schier mit die Augen davon lassen, möcht's allweil wieder betrachten.

Hab dir doch erzählt, daß ich vor's Tor will«, fuhr er hastig fort. »Möcht sein, ich hätt' auch ein Mädchen, mit dem ich ein wenig dahinwandern möcht'...«

Es war dem jungen Straßburger, als rege sich bei den lauten

Worten Peter Schöffers etwas an einem Fenster. Er hätte schier glauben können, daß es Herrn Fusts schöne Tochter Christine sei. Da er aber genau hinschaute, war das Fenster leer, nur die Sonne blitzte in den Scheiben.

Peter Schöffers wandte sich zum Weitergehen. Auch Lawel setzte seinen Weg fort. Als er sich noch einmal umdrehte, war Schöffers verschwunden.

Der Els fiel das gedrückte Wesen ihres Gefährten auf. Die beiden jungen Menschen waren hinausgewandert an den Rhein. Sonnengold schwamm auf den Fluten. Mit leichten Schritten ging Els neben ihm her. Ein schlichtes Gewand umhüllte die zierliche Gestalt, braune, von buntem Bandwerk durchflochtene Zöpfe fielen lang über die Schultern.

»Lawel – so Euch ein Kummer plaget, sagt's mir. Möcht daran teilhaben und jeden Weg mit Euch gehen, auch wenn's ein dunkler sein müßt«, sagte die Els leise.

Der Geselle schüttelte den Kopf.

»Sollt Euch nit Sorge . . . Weiß selber nit, was mich anficht. Glaub' schier, ich hab Angst – nit um mich, 's isch um den Meister . . .«

»Um den Meister?« erschrak das Mädchen.

Da erzählte er ihr von Peter Schöffers.

»Nun weiß ich halt nimmer, was ich tun soll«, brach es aus ihm hervor, »kann's doch dem Meister nit sage, daß ich gesehe hab, wie Peter Schöffers den Klopfer aufhob. 's könnt leicht so ausschaue, als ob ich wollt Übles rede wider meinen Mitgesellen, an dem sein Herz hänget! Warum sollt' er auch heimlich zum Herren Fust schleiche – 's war doch lichter Tag . . . Schau, Maidle, arg närrische Gedanke sind's, die mir den Maiengang trübe wolle.«

Schweigend schritten die jungen Menschen am blühenden Rheinufer dahin. In Lawel Beildeck ward wieder das böse Erlebnis seiner Kindheit lebendig. Damals hatte Meister Gutenberg um sein Werk

gerungen — es ward ihm schlimmer Dank von den Menschen, denen er vertraute . . .

»Lawell!« Eine kleine, feste Hand schmiegte sich in die seine.  
»Wir werden ihn nimmer verlassen, den Meister, gelt?«

»Nimmer«, sagte der Geselle Beildeck.

Im Hause zum Iseneck dufteten gezuckerte Rosinen, Mandeln und welsche Nüsse in einer schöngetriebenen Goldschale. Zarte, gepflegte Hände schoben die Schale über den Tisch. Ein seidenes Gewand knisterte.

»Und glaubet Ihr, daß die Lettern für den Psalter könnten fertig sein, bis das Jahr zu Ende geht?« Eine scharfe Stimme bemühte sich, freundlich zu klingen.

»Sie werden's sein«, kam zögernd die Antwort.

»Wenn das Jahr zu Ende geht . . . Müssen also noch ein lützel Geduld üben. Ihr sehet zu, daß Ihr bei guter Zeit Eurem Meister aufsetet. Sollet es gut haben bei mir, sollet mir ein viellieber Sohn sein.«

Das Gold der Schale flimmert. Reichtum glitzert in Gläsern und kostbaren Kannen. Reichtum . . . Macht . . .

»Will alles tun, so Ihr von mir verlangt, und Euch alsbald Kunde geben, wenn es so weit ist«, kam zögernd die Stimme des jüngeren.

Drei Hände streckten sich aus nach silbernen Bechern. Die eine war zart und weiß, kräftig und ausgearbeitet die andere, die dritte umkrallte mit gierigem Griff das Metall.

Der Mai welkte dahin; Sommerglut brannte die Erde; Früchte reiften in herbstlicher Wärme der Stunde entgegen, da sie sich von den Zweigen lösten.

Die Tage wurden kürzer. Oktobersturm trieb das letzte braune Laub vor sich her. Mit harten Fingern pochte er gegen die Fenster-



scheiben des Hofes zum Gutenberg, fuhr jaulend in die Essen und blies seinen naßkalten Atem durch alle Ritzen und Fugen.

Die Dielen dröhnten unter Meister Gutenbergs Schritten. Johann Fust lehnte sich in den Armsessel zurück. In seinen Augen glomm ein kaltes, böses Licht. Mochte der Gutenberg auch im Zimmer umherlaufen wie ein Gefangener, es würde ihm nichts nützen, gar nichts . . .

Jäh unterbrach der Meister seine ruhelose Wanderung. Er blieb vor Fust stehen. Seine Fäuste packten die Lehne eines Stuhles, als wolle er ihn hochheben und zerschmettern.

Azur, Fustens mächtige Dogge, die sich zu Füßen ihres Herrn niedergestreckt hatte, knurrte leise.

»Ihr wollet den halben Teil haben von dem, was durch das Drucken eingekommen ist? Und wisset doch, daß ich's brauchen muß für neu Metall und Papier!« grollte Gutenbergs Stimme.

Unbeweglich blieb das Antlitz des Handelsherrn.

»Erreget Euch nit, Meister, Ihr habt recht gehört, den halben Teil . . .«

»Und die Gulden, so Ihr hineingetan habt in meine Werkstatt —«

»Die Gulden — Nun, die werdet Ihr dereinst zurückzahlen müssen mit Zins und Zinseszins«, sagte Fust gleichmütig.

Dicke blaue Adern schwollen auf Gutenbergs Stirn.

»Ihr habt mir den Zins erlassen, Fust!«

»Davon steht nichts geschrieben in unserm Vertrag.«

»Hab eines Mannes Wort Glauben geschenkt!« dröhnten Gutenbergs Worte wie Faustschläge. Fust zog ein wenig den Kopf ein, als müsse er's abwenden. Dann aber straffte sich seine Gestalt, und wie ein Panther, der lange auf der Lauer gelegen hat und zum Sprung ansetzt, schnellte er jäh empor. Krachend polterte der Sessel hinter ihm zu Boden. Azur fuhr kläffend hoch.

»Ich hab keine Lust, mich mit Euch zu streiten, Johann Gensfleisch zum Gutenberg! Ihr bestehet also darauf, daß Ihr mir, Eurem Teilhaber, nit wollt die Hälfte allen Gewinns gönnen?«

»Ich kann's nit! Und woher nehmet Ihr das Recht dazu?«

Die beiden Männer standen sich gegenüber. Eisgraues Haar fiel in Gutenbergs Stirn. In dem zornigen Antlitz blitzten die Augen.

Johann Fust kniff die Lider zusammen. Langsam griffen jetzt seine Finger nach den ledernen Handschuhen, die auf dem Tische lagen. Langsam und gemessen zog er sie an.

»Über das Recht wird das Gericht des wohlloblichen Rates der Stadt Mainz entscheiden«, sagte er, und seine Stimme klang eiskalt.

Eine Tür fiel zu.

Gutenberg war allein.



Fust fragte nicht nach dem Werk. Fust dachte nur an Gewinn und Verdienst. Die unermüdliche, selbstlose Arbeit Gutenbergs war ihm gleichgültig. Aber sein Plan war längst vorbereitet. Zum rechten Zeitpunkt hatte er Streit mit dem Meister gesucht, Gutenberg würde nicht zahlen können. Die Bibel war zwar im Druck fertig, aber noch nicht gebunden. Fust aber verlangte die Hälfte aller Einnahmen und wollte außerdem seinen Geschäfts-

anteil mit Zins und Zinseszins zurückgezahlt haben. Er wußte, daß es Johann Gutenberg unmöglich war, diese habgierigen Forderungen zu erfüllen.

Es schien dem Meister, als umspanne plötzlich ein Reifen seine Brust, immer schwerer wurde der Druck, er konnte nicht mehr atmen. Dumpf rauschte das Blut, ein Wirbel drehte sich vor Gutenbergs Augen, bedruckte Pergamentblätter, sauber gegossene und ausgefeilte Typen kreisten durcheinander, und darüber stand jäh Peter Schöffers Antlitz. Wie war's doch gewesen bei ihrer letzten Auseinandersetzung? . . . »Ich dank Euch für alles, was ich hab' lernen dürfen bei Euch, Meister. Nun aber laßt mich von dannen ziehen«, sagte eine Stimme, in der Unsicherheit schwang . . . Das geschah vor vier Tagen. Gutenbergs Hände fuhren hoch und griffen in die Luft . . .

Lawel Beildeck und Heinrich Keffer standen an der Druckpresse. Sorgfältig legte der Straßburger einen Bogen in den Rahmen. Er achtete darauf, daß die kleinen Nägel wieder dieselben Löcher durchbohrten, die sich schon vom Druck der ersten Seite in dem Papier befanden. Dadurch wurde erreicht, daß die Rückseite in Größe und Fläche des gedruckten Textes genau mit der Vorderseite übereinstimmte. Auch das war eine Erfindung Gutenbergs.

Heinrich Keffer klappte Rahmen und Bogen auf den frisch gefärbten Satz. Die beiden Gesellen kamen indessen nicht dazu, den Schwengel der Presse in Bewegung zu setzen. Ein lautes Gepolter ließ sie aufhorchen. Es klang so, als wäre ein Stuhl umgefallen, dann folgte ein dumpfes Geräusch. Erschrocken hielten die Gesellen inne.

Da flog die Tür der Werkstatt auf, Berthold Ruppel stürzte herein. »Der Meister!« schrie er. »Kommet geschwind! Dem Meister ist ein Unglück geschehen!«

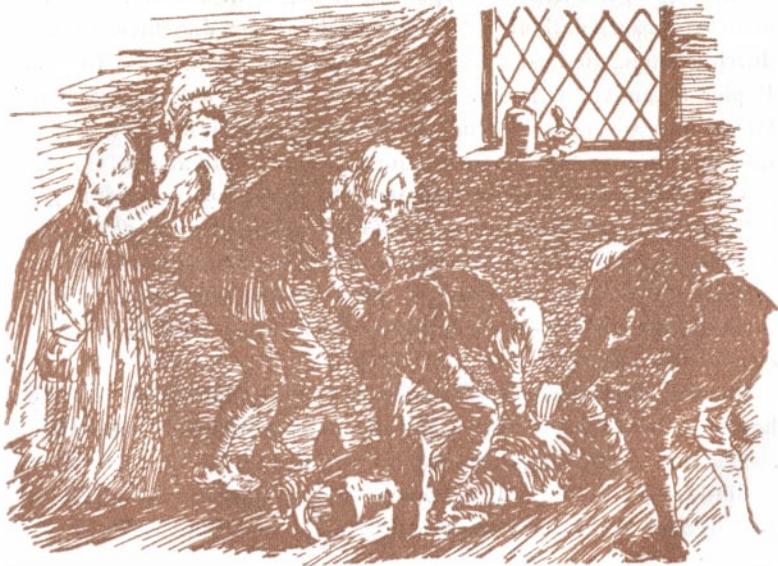
Sie fanden ihn nahe dem Fenster. Er lag ausgestreckt auf dem Boden. Sein Gesicht war von einem Krampf verzerrt.

»Fust!« kam es gurgelnd über seine Lippen.

Es war gut, daß Lawel Beildeck vor kurzem in aller Stille seine Els heimgeführt hatte. Nach dem plötzlichen Tode der Mutter stand das Mädchen allein auf der Welt. Im alten, geräumigen Hof zum Gutenberg fand sich Raum genug für die beiden jungen Menschen, und der Meister freute sich darüber, wie umsichtig Els Beildeck den bescheidenen Hausstand führte. Sie war ihm bald lieb wie eine Tochter.

Nun pflegte sie ihn in aufopfernder Sorge während seiner schweren Krankheit.

Der November hielt seinen Einzug. Am 6. des grauen Nebelmondes traten Berthold Ruppel und Heinrich Keffer an das Bett ihres Meisters. Sie hatten ihre Festagskleider angelegt. Ernst waren die Gesichter der Gesellen.



Gutenberg richtete sich ein wenig auf. Mühsam stützte sich der schwere Leib, den das Siechtum hilflos gemacht hatte. Aber aus den Augen blitzte ungebrochene Kraft. Ein Gutenberg gibt den Kampf nicht auf, ein Gutenberg ringt um sein Werk bis zuletzt.

Bis zuletzt?

»Gehet nun, liebe Gesellen, höret, was Johann Fust wird vorbringen wider mich.«

Lawel Beildeck stand am Kopfe des Lagers. Er machte eine hastige Bewegung. Er war bleich und erregt.

»Nein, Lawel, du mußt halt hierbleiben, Bub. Weiß wohl, wie du's meinst, aber du bist ein Hitzkopf! Könnt' gar leicht sein, daß ein Wörtel folget dem anderen, und hernach kann es nimmer zurückgeholt werden.«

Der Straßburger biß die Zähne zusammen.

»Hab's säuberlich ausgerechnet und Fusten zugeschicket«, fuhr Gutenberg fort. »Stehet in den Listen jeder Gulden, den ich verbraucht hab' für das Werk. Werden auch die Herren vom Gericht der Stadt Mainz nichts daran finden zu tüfteln und zu deuteln.«

Lawel Beildeck wußte, mit welcher unendlichen Mühe der Meister auf seinem Krankenlager die Abrechnung vorgenommen hatte. Er hatte manche Stunde neben ihm gesessen, wenn die körperliche Schwäche Gutenberg zu übermannen drohte, wenn die enggeschriebenen Zahlen in den Büchern vor den Augen des Meisters zu tanzen begannen.

Lawel Beildeck hatte ihm geholfen, so gut er es vermochte. Jetzt aber schickte Gutenberg die anderen Gesellen. Er wollt' ihn bei sich behalten, ihn, der ihm ein Sohn war.

»Gehet«, sagte der Kranke, und plötzlich klang seine Stimme fest und laut wie in gesunden Tagen. »Johann Fust wird mit falschen Eid schwören wollen. Wenn er auch kein Herz hat und man schier glauben möcht', er trüg dafür einen Goldklumpen in der Brust – das Werk kann er nit zunichte machen, er kann's nimmer!«

Durch das Franziskanerkloster zog ein leises Summen. Mönchskutten schleiften über die Steine. Langsam bewegten sich die Zahnräder einer Uhr, spitze Türmchen umrahmten das Zifferblatt und verbanden sich über dem Werk mit einem schöngeformten Bogen. Über vierhundert Jahre waren vergangen, seitdem der Mönch Gerber, der ein berühmter Mathematiker und Physiker gewesen, die erste Uhr erfunden hatte. Der Mönch Gerber wurde Erzbischof, als Papst Silvester II. krönte man ihn mit der Tiara; da er aber die Wissenschaft ernster nahm als sein Amt, geriet er gar bald in den Verruf, ein Hexenmeister zu sein. Üblen Dank wußte das Mittelalter seinen großen Erfindern.

Langsam kroch der Zeiger über das Zifferblatt. Die zwölfte Stunde war nahe.

Stille lastete über dem weiträumigen Refektorium des Klosters, als Johann Fust die Schwurhand hob.

»Ich, Johannes Fust, schwöre bei Gott und der Heiligen Schrift, daß ich sechzehnhundert Gulden aufgenommen hab bei fremden Handelsherren. Sind nämliche Gulden dem Johann Gutenberg zugekommen, und hab ich auf selbige müssen geben Zins an meine Schuldner und hab's noch nit können abtragen. Hab von Gutenberg nit die sechs Prozent Zins zu sehen gekriegt, wie's aufgesetzt war in unserm Vertrag.«

Die Lider senkten sich über die schmalen Augen, als wollten sie ihren kalten Glanz verhüllen. Maskenhaft starr war Fustens Antlitz. Als er endlich aufsah, streifte sein Blick einen der Zeugen. Der war bleich und lehnte sich gegen die Wand, als müsse er Halt suchen. Er hieß Peter Schöffler . . .

Der Handelsherr Johann Fust hatte beschworen, daß er das Geld selber habe leihen und schuldig bleiben müssen — die gleichen Gulden, die ihm ein gutes Geschäft mit Seide, Tuch und Pelzwerk einbrachte.



**Der Handelsherr Johann Fust, der kaltblütig rechnete mit Bibel, Donat und Ablassbrief, die aus der Werkstatt des Hofes zum Gutenberg hervorgingen, der Handelsherr Johann Fust, dem die schwarze Kunst des Bücherdrucks nichts bedeutete als ein großes, Gewinn versprechendes Unternehmen, verklagte den Meister Johann Gensfleisch zum Gutenberg vor dem Mainzer Gericht.**

Unter den Zeugen befand sich auch Jakob Fust, des Kaufmanns Bruder und nachmaliger Bürgermeister zu Mainz.

Das Gericht hörte Herrn Johann Fust freundlich an. Er schwor bei Gott, daß seine Anklage zu recht bestehe . . .

Eifrig tauchte Ulrich Helmasperger, Kleriker des Bamberger Bistums, von kaiserlicher Gewalt Schreiber und des Heiligen Stuhls zu Mainz geschworener Notarius, das Rohr in die Tinte. Eifrig lief die runde, säuberliche Schrift über das Pergament . . .

Das Mainzer Gericht hörte den Handelsherren Johann Fust — die Gesellen Heinrich Keffer und Berthold Ruppel wurden nicht

als Zeugen vernommen. Über Meister Gutenberg, den Krankheit an sein Lager fesselte, schritt das Urteil des Mainzer Gerichtes hinweg.

Der naßkalte Wind jagte die Bürger von den Straßen und Gassen. Wer nicht einen eiligen Gang zu tun hatte, suchte gar bald Schutz hinter den Mauern seines Hauses.

Niemand kümmerte sich um den Mann, der durch die Gassen taumelte – am Dom vorüber, der seine Türme emporreckte. Der



Dom, erbaut und geschaffen von Geist und Hand vieler Künstler, viermal niedergebrannt — das erste Mal am Tag seiner Weihe —, viermal wiederaufgebaut und schöner aus der Asche erstanden. Viermal wiederaufgebaut . . .

Weiter, nur weiter! Der Wind sprang dem Einsamen entgegen, als wolle er seinen Schritt hemmen. Die hohe Gestalt war nach vorn gebeugt. Keuchend strebte er vorwärts. Nur weiter . . .

Das Gewirr der engen Gassen blieb zurück. Kahle Bäume reckten ihre nackten Zweige schwarz und regennaß in die Luft. Wie eine stumme Drohung wuchs der Eigelstein empor, das Denkmal des römischen Feldherren Nero Claudius Drusus, der zu Beginn der neuen Zeitrechnung weit über den Rhein vordrang und alle Lande unter die Macht des römischen Kaisers beugte. War's nicht, als erdröhne der Marschtritt der Legionen, die diese Macht verkörperten?

Macht . . .

Auch Johann Fust hat die Macht. »Gulden« heißt seine Macht, und das Gericht der Stadt Mainz beugt sich dieser Macht.

Der Wind krallte sich in den Mantel des Mannes. Der Wind blies jetzt vom Rhein her.

Eine leere Werkstatt gähnte dem Syndikus Dr. Humery entgegen. Die Pressen waren verschwunden; verschwunden Gießapparate, Setzkästen, das ganze Gezuge. Die Schritte des Mannes hallten durch die Räume.

An der Treppe stand Els Beildeck. Ihre Augen waren groß und fremd vor Entsetzen.

Dr. Humery, der ein Freund Meister Gutenbergs war und mit ehrlichem Herzen teilnahm an dem Werk des Buchdruckers, erschrak. Ehe er aber eine Frage stellen konnte, rief die junge Frau aus:

»Fort ist alles! Heute früh sind sie gekommen, haben ausge-

pfändet — Pressen, Gerät und Formen! Alles, alles! Auch die Typen des Psalters sind mit mehr da! Ist der Lawel grad dabei gewesen, die Bibeltypen heimlich im Keller zu bergen, da sind sie schon in die Werkstatt hineingepoltert, die Knechte . . .«

»Und der Meister?« rief Humery.

Tränen rannen über das Gesicht der Els.

»Er hat oben in seiner Stube gegessen, Ihr wisset, daß er noch nit lang ist aufgestanden vom Krankenlager. Da die Knechte durch das Tor traten, ist er hinuntergegangen, hat alles mit anschauen müssen und hernach —«

»Redet doch weiter, Frau!« drängte der Syndikus.

Els Beildeck schluchzte.

»Wir wissen nit, wie's hat geschehen können. Lawel war noch im Keller, die anderen Gesellen sind herumgerannt, als wären sie närrisch. Dann haben die Knechte die letzte Presse hinausgeschafft und dann — aufpassen hätt ich halt müssen! Aber mir war's selber, als sollt' mir das Herz stillstehen —« Els Beildecks Arme sanken schlaff herab.

»Der Meister?« schrie Dr. Humery mit einer Stimme, die man dem schwächtigen Gelehrten nicht zugetraut hätte.

»Fort«, murmelte die Frau, »fort . . . Lawel und die Gesellen suchen ihn schon lange in der Stadt. Ich weiß nimmer, wie lang schon . . .«

Grau und trübe wälzte sich der Rhein zwischen vergilbten Wiesen und laublosen Sträuchern dahin.

Der Rhein, o ja, der fließt auch bei Straßburg . . .

Zu Straßburg hat es begonnen. Dort entstanden die ersten Stempel, dort wurde der erste Gießapparat erdacht in durchwachten Nächten. Dort goß er das erste Bleistübchen mit der gotischen Letter am Kopfende.

Zu Straßburg, Johann Gutenberg?

Lebte nicht schon vorher in dir das Werk? Aber zu Straßburg ward die Kunst geboren und wuchs trotz Verrat, Not und Verzweiflung. Zu Mainz ward die Kunst vollendet.

Dem Erfinder schlug man mit Gulden sein Werkzeug aus der Hand . . .

Die Finger des Mannes gruben sich in das verfaulte Gras. An einem Baumstamm war er niedergeglitten. Er saß auf der nassen Erde. Die Füße wollten den Kranken nicht mehr tragen, ein Wunder schien es, daß er den weiten Weg gegangen war.

Das Ufer des Rheines ist nahe.

Was jetzt, Johann Gutenberg?

Ein Ende?

Hast du noch die Kraft, neu zu beginnen?

Bitterkeit umkrallte das Herz des Einsamen, wollte es nicht wieder loslassen.

Womit sollte er beginnen? Er hatte es nie verstanden, Gulden zu scheffeln. Überall hinterließ er nur Schulden bei seinen Geldgebern. Die neue Kunst des Druckens war geboren. Um Johann Gutenberg kümmerten sich nicht Kaiser noch Papst; die Fürstengelder schwanden dahin für Fehde und Prunk.

Um Johann Gutenberg kümmerten sich nur goldgierige Handelsherren . . .

Schneeregeng rieselte. Naß und schwer wurde der Mantel. Des Kranken Zähne schlugen aufeinander, Fieberschauer überrannen ihn.

»Johann Gensfleisch zum Gutenberg!«

Hatte ihn jemand gerufen?

Es war nur die Stimme, die aus seinem eigenen Herzen kam.

»Es ist dennoch nit umsonst gewesen! Der Kunst des Druckens kann auch ein Fust nichts anhaben, meine Gesellen nehmen sie mit sich, tragen sie hinaus in die Welt! Ich bin halt nur ein Mensch, der sterben und vergehen wird — das Werk vergeht nimmer!«

Taumelnd richtete sich der Meister auf. In seinen Augen stand wieder das alte Leuchten.

So fand ihn Dr. Humery. Er stützte ihn, führte ihn zurück nach seinem leeren Hause, sprach von den verborgenen Typen der Bibel, sprach auch von dem Geld, das er aus seinem eigenen kleinen Vermögen dem Meister zur Verfügung stellen wollte für einen neuen Anfang.

»Zins will ich nimmer, und zurückzahlen braucht Ihr's nit. Alles, so Ihr davon kauft und erwerbet, soll Euer sein bis an Euer Lebensende«, sagte der Syndikus.

Über Gutenbergs Antlitz glitt ein Lächeln. Der Doktor erschrak. Hatte er ihn nicht verstanden? Hatte er ihm überhaupt zugehört? Unendlich ferngerückt war ihm der Meister.

Im alten Wappen der Gutenbergs schleicht barfuß und gebückt ein Bettler daher. Er stützt sich auf seinen Knotenstock, seine Kleider sind zerrissen. Er hebt die Bettelschale empor . . .

Dieses Wappen des Johann Gensfleisch zum Gutenberg hängt auch schon an der Schuldurkunde des St.-Thomas-Stiftes zu Straßburg . . .



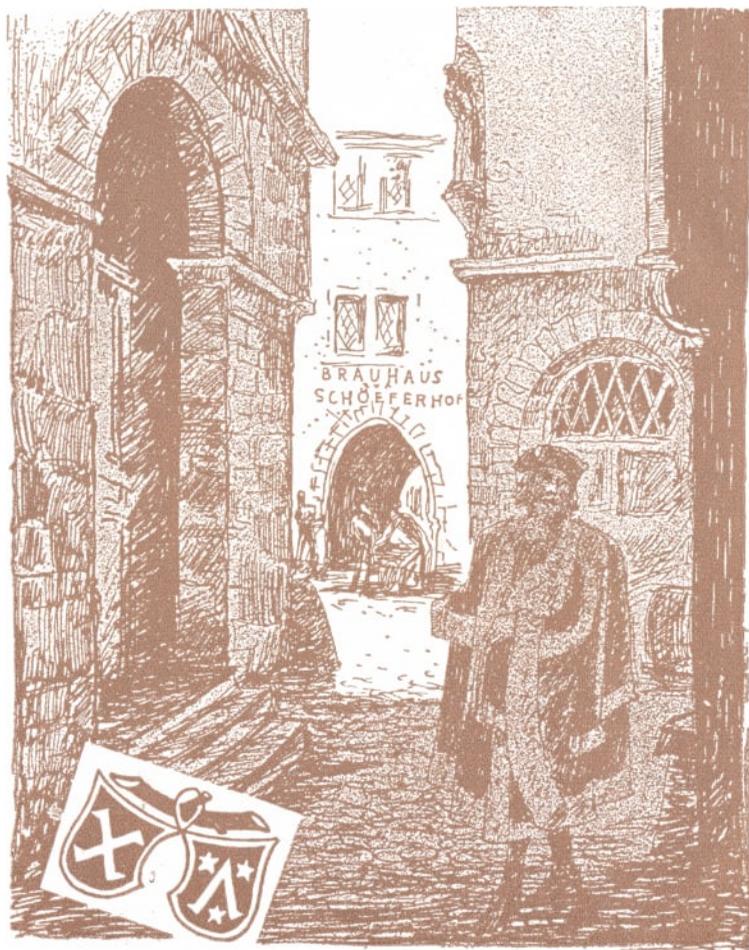


### VIII

Im Jahre 1456 erschien ein Komet am Himmel. Hell leuchtete sein feuriger Schweif. Unglück sollte er bringen, Erdbeben, Kriegsnot und Seuche. Muhamed II., Sultan der Türken, gierte nach Weltmacht, vor drei Jahren hatte er Konstantinopel erobert. Deutete nicht der unheimliche Stern auf neue Gefahr?

Im Hof zum Gutenberg kümmerte man sich nicht um abergläubische Weissagungen und Gerüchte. Das Leben hatte neu begonnen. Seitdem der Meister von schwerer Krankheit, die ihn nach seiner verzweifelten Wanderung nahe an das Grab gebracht hatte, genesen war, stand er wieder am Gießofen, an der Presse, am Setzkasten. Aber die Druckerei war klein, wenige Gesellen nur halfen ihm, unbedeutende Schriften verließen den Hof zum Gutenberg.

Im Haus zum Iseneck druckten sie den Psalter mit Gutenbergs Lettern. Das Fustsche Druckhaus blühte auf. Peter Schöffer, der des Handelsherrn Tochter Christine geheiratet hatte, erfüllte eifrig die Aufträge, an denen es der immer berühmter werdenden Druckerei nicht mangelte. Peter Schöffer war ein bedeutender Mann geworden in den Augen der Welt.



**Druckerzeichen von Fust und Schöffer 1462**

»Fust und Schöffler zu Mainz«, der Name wog schwer.

Peter Schöffler ging in reichen Kleidern wie ein Patrizier. Traf er aber zufällig seinen alten Meister in der Gasse, zog er den Kopf zwischen die Schultern und schlich davon.

Es war still geworden um Johann Gutenberg. Wenige Menschen nur betraten das Haus, Nikolaus Bechtermünze hatte genug mit den eigenen Angelegenheiten zu tun, es hieß, er plane eine neue Druckerei zu Eltville. Wenn er Gutenberg aufsuchte, so geschah es, um sich Rat zu holen. Dr. Humery hielt getreulich zu dem Vereinigten. Er war ein ruhiger Mann, der nicht viel Worte machte. Die Abende, an welchen die beiden beisammen saßen, ein gutes, ernsthaftes Gespräch führend, erfüllten den Meister mit stiller Freude.

Eine Freude war es auch, wenn das Kätherle in der Wiege strampelte und sein Gesichtchen zum ersten Lachen verzog. Dann trat wohl Johann Gutenberg zu den jungen Eltern und sagte:

»Schauet nur, Frieden ist's geworden«, und Lawel Beildeck und die Els sahen einander glücklich an.

Einmal aber überkam den alternden Meister eine seltsame Unruhe. Das war, als Albrecht Pfister, der bei ihm die Kunst des Druckens gelernt hatte, zurückkehren wollte nach Bamberg, um dort eine eigene Druckerei zu beginnen.

»Möcht's nit allein anfangen, hätt' Euch gern bei mir, es soll Euch an nichts fehlen«, bat Pfister immer wieder.

Noch einmal Mainz verlassen? Fortgehen aus der Heimatstadt, die ihm so bittere Enttäuschungen bereitet hatte? Lange zögerte Johann Gutenberg, dann endlich gab er dem Drängen des Bambergers nach. Es war ihm plötzlich, als sei es in den Mauern von Mainz zu eng geworden. Lockend erschien ihm die Aufgabe, in einer anderen Stadt das große Werk fortzusetzen. So überließ er Lawel Beildeck seine kleine Druckerei und nahm Abschied. Einen guten Vorrat von bisher unbenutzten Lettern führte er mit sich, als er mit Albrecht Pfister auf die Reise ging.



Im Schatten des Bamberger Domes druckte Johann Gutenberg noch einmal eine Bibel. Sie entstand in der neueingerichteten Werkstatt seines letzten Gesellen und Schülers. —

Als der Sechzigjährige nach Mainz zurückkehrte, glaubte er, in Ruhe und Frieden sein Leben beschließen zu können. Aber es kam anders.

Fürstenfehde flackerte auf zwischen Diether von Isenburg, dem Mainzer Erzbischof und Kurfürsten, und dem Mainzer Domherren Graf Adolf von Nassau. Kaiser und Papst mischten sich drein, setzten den Isenburger ab und ernannten den von Nassau zu seinem

Nachfolger. Diether von Isenburg aber wollte die Macht nicht aufgeben, da zog Adolf von Nassau mit Heeresmacht gegen Mainz.

Ein dumpfes Dröhnen weckte Meister Gutenberg. Zum Fenster herein sah ein Stück Nachthimmel, schwarz und sternenlos. Durch Mainz hastete unruhiges Leben. Laternen flammten auf, Menschen rannten durch die Gassen. Waffen blitzten im flackernden Licht.

Die Bürger schickten sich an zur Verteidigung der Stadt. Wohl war es eine Fürstenfehde, die hier ausgetragen wurde, aber ging es jetzt nicht um ihr und ihrer Kinder Leben, um ihr eigen Hab und Gut?

Und dann dröhnte es wieder, dumpf und rollend — Steinkugeln spien die Rohre der Kanonen gegen die Ruhestörer, die Söldner Adolf von Nassaus, die über das Gaur in die Stadt einzudringen versuchten.

Schnell kleidete der alte Meister sich an. Vor der Tür seines Gemaches begegnete er Els Beildeck. Ängstlich schmiegte sich das weinende Kätherle an die Mutter. Kerzenlicht wehte im Zugwind und verzerrte die Schatten an den Wänden des Raumes.

»Meister! In der Heiliggrabgasse sind schon die Knechte des Nassauers!« Lawel Beildeck stürmte herein. Er hatte den Harnisch umgebunden, in der Hand hielt er ein Schwert. »Ich bitt' Euch, bringt Euch in Sicherheit!«

Ehe Gutenberg antworten konnte, war der Geselle in die Nacht hinausgestürzt. Es ging um Mainz, da konnte er nicht tatenlos zusehen.

Fehde! Adolf von Nassaus Söldner kämpften gegen die Mainzer und waren doch auch Deutsche wie sie. Feuer flammte auf, sprang von Dach zu Dach. Gellend schrien die Glocken die Not der überannten Stadt hinaus. Die Nacht war rot von Brand und Blut. Sterbende wälzten sich in den Straßen, die starren Hände umkrampften noch die Waffe.



Wußten die Söldner nicht, daß sie eine blühende Stadt überfallen und ins Verderben gestürzt hatten? Warum? Für wen? Für den Nassauer, der ihnen den Lohn zahlte!

Erbarmungslos tobte Vernichtung durch Mainz. Mord. Plünderung. Wie Fackeln brannten die Häuser und überlohten Gesichter, in denen die Gier stand.

Prasselnd schlugen die Flammen in das Haus zum Iseneck, fraßen sich weiter durch das Gebälk und leckten mit gelben Zungen an den Druckpressen empor. Blei schmolz in der Glut und tropfte heiß und glitzernd nieder.

Johann Fust und Peter Schöffler hatten schon beim Drohen der Gefahr Mainz verlassen.

Was tat es, wenn das Druckhaus bis auf die Grundmauern niederbrannte, der Krieg hatte dem Handelsherrn einen so großen Gewinn gebracht, daß er den Verlust verschmerzen konnte.

Als das Feuer aufsprang und die Glocken gellten, eilte der alte Meister Gutenberg aus dem Hause. Weit sperrte er die Torflügel auf für alle, die jetzt obdachlos umherirrten. Der Hof zum Gutenberg füllte sich mit elenden, jammernden Menschen. Els Beildeck überwand die Angst um Lawel; jetzt war die Not da, nun mußte sie zupacken und helfen. Strohschütten wurden eilig auf den Fußboden gebreitet, Leinenzeug hastig aus den Schränken gerissen, Wunden mit linderndem Öl verbunden.

Johann Gutenberg war überall. Auf seinen eigenen Armen trug der alte Mann die Verletzten ins Haus.

Einmal stürzte einer der Gesellen an ihm vorüber. Er schrie etwas, der Meister verstand es nur halb. Auf dem Dietmarkt trügen sie Tuch, Geld und Kleinodien zusammen, jeder Söldner könne sich nehmen, soviel er nur erraffen möge. Der Meister solle fliehen, denn sie würden auch zu ihm kommen und alles fortschleppen, die Lettern, das Gezuge . . .

Gutenberg stand vor dem Tor seines Hauses. Blutrot färbte der Brand den schwarzen Himmel. Schreie gellten durch die Nacht.

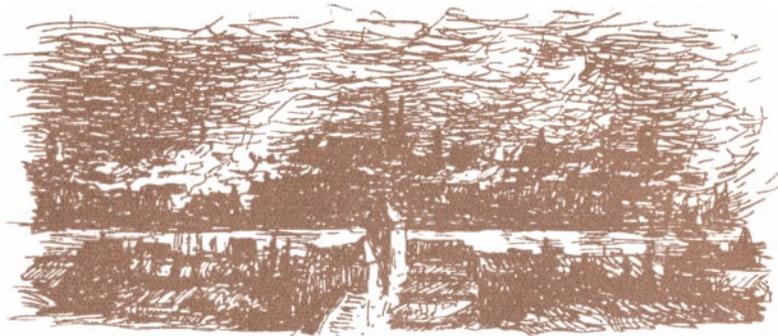
Die Söldner plünderten. Dachten an Lohn, an Beute . . .

»Laßt ab! Kämpft nicht gegen Eure Brüder!« Die Worte des Meisters verhallten im tosenden Lärm. Landsknechte überfielen im Fürstensold eine deutsche Stadt; Zerstörung, Plünderung und Tod brachten sie. Den Bürgern hatte ihre tapfere Gegenwehr nichts genützt, zu groß war die Zahl der Angreifer. »Laßt ab, Landsknechte, Ihr tötet Eure Brüder!«

Aber sie dachten nicht darüber nach. Sie zogen der Trommel ihres Herrn nach, Söldner — und doch eines Volkes Kinder.

Johann Gutenbergs Gestalt reckte sich. Er schüttelte die Fäuste gegen den, dessen Handel dieses Unheil verschuldet hatten und der längst aus den Mauern der Stadt geflohen war.

»Fluch auch dir, Isenburger! Hast durch deine Fehde die Stadt in diese arge Not gebracht! Jetzt züngeln die Flammen — du siehst



sie nit! Denkst nur an deine Pfründen, was schert dich die Not der Mainzer, so in den Straßen verbluten.«

Qualm wehte in die Schustergasse hinein. So war auch der Geist der Menschen noch von Dumpfheit erfüllt. Würde es nicht einmal Licht werden? Regten sich nicht auch jetzt schon geheime Kräfte?

»Dann mög auch das gedruckte Wort den Mächten dienen, die nit zerstören und Elend bringen, sondern die ein Neues bauen und schaffen wollen. Kann aber nur denen zu Nutz und Frommen sein, die es mit reiner Hand und reinem Herzen empfangen und verbreiten!«

Nun klang Gutenbergs Stimme hell und stark, mit ungebrochenem Mut sah er hinter dem Bild der Zerstörung die lichtere Zukunft.

Die Stadt Mainz aber brannte, die Flammen sangen ihr knistern-des Lied. Der Widerstand der Bürger war zerschlagen.

Als das Morgenlicht grau und trübe auf verkohlte Balken fiel, taumelte ein Mann in den Hof zum Gutenberg. Auf der Schwelle der Tür sank er nieder. Blut quoll unter seinem zerbeulten Harnisch hervor.

Els Beildeck stieß einen lauten Schrei aus und bettete das Haupt des Verwundeten in ihren Schoß. Sein Gesicht war schwarz von

Rauch und Ruß. Noch einmal schlug er die Augen auf und bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen. Der gequälte Blick streifte die Frau und blieb an Meister Gutenberg hängen.

Der strich ihm das verklebte Haar aus der Stirn.

»Sei ruhig, Lawel, sorg dich nit. Sie sind nit verlassen, die Els und das Kätherle«, sagte er leise.

»Elsle . . . ich kann dich . . . nit mehr . . . sehe . . .«

Das waren die letzten Worte, die an das Ohr der Frau drangen. Lawel Beildeck streckte sich, sein Gesicht wurde fremd und starr.

Hinter Frau Els wimmerte ein Kind, nicht das Kätherle, das schlief im Winkel. Es war ein Kind, dessen dünnes Ärmchen von einem herabfallenden Sparren zerschmettert war.

Mühsam erhob sich die Els.

Am 29. Oktober 1462 hielt Adolf von Nassau seinen Einzug zu Mainz. Wenig später verkündeten Herolde, daß sich alle Männer auf dem Dietmarke einzufinden hätten.

Der Erzbischof und Kurfürst trug ritterliche Rüstung und Waffe. Seine Gestalt reckte sich im Sattel. Höhnisch bogen sich seine Mundwinkel, als er die Bürger der Stadt Mainz vor sich sah. Es waren 800 Männer — 400 waren in der Nacht gefallen.

Adolf von Nassaus Stimme klang hart und kalt, als er die Achte hundert aus der Stadt wies. Sofort. Auf der Stelle. Durften sie nicht einmal Abschied nehmen von Weib und Kind?

»Nein!« zerschlug die Stimme des neuen Herren alle Bitten. Er wandte den Kopf unwillig herum, als einer seiner Ratgeber das Roß an seine Seite lenkte.

»Johann Gensfleisch zum Gutenberg ist unter jenen. Wollet Ihr nit gnädig sein mit dem alten Mann?«

»Gutenberg? Ist's nit der Drucker?« Finster wurde das Gesicht des Erzbischofs.

»Freilich, der ist es . . .«

»Soll froh sein, wenn ich ihn nit laß in Ketten schließen!« zischte der Nassauer. »Hat ein Sendschreiben des Isenburgers wider mich gedrucket! Fort mit dem Gutenberg!«

Der Weg von Mainz nach Frankfurt ist nicht weit. Dem alten Meister erschien er wie eine Straße, die kein Ende hat. Nebel fiel und verhüllte das Land. Müde schlichen die Füße weiter. Ein derber Knotenstock war dem Wanderer Stütze.

Johann Gutenberg zog wieder auf der Landstraße dahin, heimatlos, wie ein Bettler. Das einzige, was er mitnahm, war die Gewißheit, daß Els und Kätherle bei einer gutmütigen Bürgersfrau Unterschlupf finden würden. Wie lange? — Bis er zurückkommen durfte? — Ob das jemals sein würde? Johann Gutenberg zog gen Frankfurt. Als er der Stadt nahe war, hob sich allmählich der Nebel, ein wenig Sonne drang durch den Dunst, langsam schälte sich der rötliche Turm der Bartholomäuskirche aus den grauen Schleiern.

Henne Humbrecht und seine Frau Else, die des Meisters Schwestertochter war, nahmen den alten Mann bei sich auf.

Drei stille Jahre flossen dahin. Ein Teil der verbannten Bürger hatte schon 1463 heimkehren dürfen, Johann Gutenberg nicht.

Der Kurfürst schwieg, eisig wurde seine Miene, wenn nur der Name des Druckers fiel. Adolf von Nassau hatte sich mit seinem Vorgänger und Feind, dem Isenburger, ausgesöhnt. Mit den kurmainzischen Burgen Groß-Steinheim und Dieburg tröstete er sich über die verlorene Bischofswürde. Die Toten vom 28. Oktober aber ruhten in ihren Gräbern . . .

Dr. Humery kam bisweilen nach Frankfurt, wo er schon früher einige Jahre lang gelebt hatte. Er mußte Johann Gutenberg erzählen, wie es in Mainz aussah. Der Hof zum Gutenberg war verloren. Der Kurfürst hatte ihn dem Bürger Conrad Wilvung zur lebenslänglichen Pacht gegeben. Presse, Gezuge, Gießofen und Lettern hatte Dr. Humery retten können, indem er beschwor, daß

alles von seinem Gelde angeschafft worden sei, ihm also auch gehöre und dem Meister nur auf Lebenszeit anvertraut wäre.

Gutenberg nickte.

»— und Fust?« fragte er.

Humery zögerte, aber er konnte Gutenbergs Blick nicht ausweichen, die klaren, grauen Augen heischten Antwort.

»Der Erzbischof ist ihm nit übel gesonnen, hat mancherlei Geschäfte mit ihm, hat ihm für das verbrannte Haus zum Iseneck den Hof zum Humbrecht zu eigen gegeben. Aber er ist nit in Mainz, der Herr Fust, lebet in Paris und läßt Peter Schöffler im Druckhaus schalten, wie's ihm gefällt.«

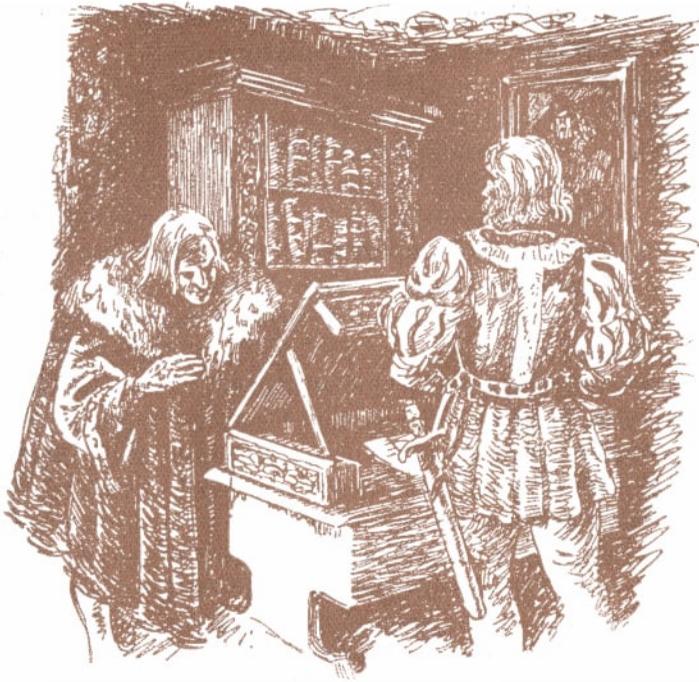
Humery erschrak ein wenig, nun war ihm ein Name entschlüpft, den er lieber nicht gesagt hätte. Gutenberg aber nickte wieder. Der Fünfundsechzigjährige war müde geworden. Sein Augenlicht wurde schwächer. Wenn es warm war und die Sonne schien, ging er langsam durch die engen Gassen, die sich in der Nähe des Domes bis dicht an das Ufer des Maines hinzogen. Schatten füllte die engen Schächte, die schmalen Häusergiebel neigten sich einander zu.

Der alte Mann setzte sich an das Ufer und lauschte dem Raunen des Stromes. Da war nichts um ihn her als Vergangenheit . . .

Dr. Humery wußte, daß Gutenberg sich nach der Heimatstadt zurücksehnte. Er, der selbst in schwerer Ungnade bei dem Kurfürsten gestanden hatte, versuchte es, für Gutenberg zu sprechen. Wortlos drehte ihm Adolf von Nassau den Rücken.

Der Erzbischof und Kurfürst residierte zu Eltville. Glänzend war sein Hof, prunkvoll waren seine Feste.

Eines Tages erschien Peter Schöffler in Eltville. Der Erzbischof sah erstaunt auf, als er sein Arbeitszimmer betrat. Johann Fustens Schwiegersohn war alt geworden. Sein Gesicht zeigte eine graue Farbe, unruhig flackerten die Augen. Zwar ging er nach der letzten Mode gekleidet, aus golddurchwirktem Damast war sein Rock, aber



die hagere Gestalt Peter Schöffers hing in den Kleidern, als wären sie nicht sein eigen.

»Was ist Euch, lieber Schöffers, Ihr sehet krank aus«, sagte der kurfürstliche Herr freundlich.

Peter Schöffers war nicht krank. Er hatte nur keine Ruhe finden können, keine Ruhe vor begangnem Unrecht, und doch nicht den Mut, es einzugestehen. Vielleicht hielt ihn auch die Furcht vor Johann Fust zurück. Jetzt aber schien die Stunde gekommen, da er es nicht mehr ertrug. Die Worte hasteten über seine Lippen, als könnten sie Versäumtes nachholen und gutmachen.

Es sei dem Herrn Kurfürsten viel Übles über Johann Gensfleisch zum Gutenberg berichtet worden, auch daß er Streitschriften wider ihn gedrucket habe. Das sei nicht wahr. Johann Gutenberg habe kein einziges Wort im Dienst der Fürstenfehde gesetzt oder gedruckt.

»Nicht wahr?« grollte die Stimme des Erzbischofs.

Peter Schöffers graues Gesicht wurde um einen Schein fahler. Was jetzt kam, konnte für ihn das Ende bedeuten. Er hatte nach Reichtum gestrebt. Er hatte den Reichtum errungen. War er nicht ein Fust geworden?

»Wer also hat die Schriften gedrucket?« fuhr Adolf von Nassau den Zögernden an.

Da öffnete Peter Schöffers den Mund.

»Fust«, brachte er mühsam hervor, »der Herre von Isenburg zahlte in guten Goldgulden . . . Und ich — ich hab halt selbst die Schrift gesetzt.«

Wie denn das Gerücht aufgekommen sei, Gutenberg sei der Drucker, fragte der Erzbischof barsch.

Peter Schöffers senkte den Kopf.

»Fust«, stöhnte er. Seine Hände suchten nach einem Halt und krampften sich um die Tischkante.

Adolf von Nassau lachte verächtlich.

»Ihr seid ein guter Drucker, Peter Schöffers, das ist alles, was an Euch dran ist«, sagte er kalt. Dann veränderte sich sein Gesicht. Nachdenklich betrachtete er den Ring an seinem Finger.

Fust also . . .

Ein Fuchs, dieser Johann Fust. Hatte wohl gar doppelt Spiel getrieben . . .

Aber man brauchte einen solchen Johann Fust. Weit gingen seine Verbindungen. Die glanzvolle Hofhaltung zu Eltville verdankte dem Handelsherren manches, was man nicht entbehren wollte.

Auf dem Antlitz des Kurfürsten stand ein glattes, kühles Lächeln.

»Geht nach Hause, Peter Schöffler. So Ihr die Sache für Euch behaltet und zu keinem darüber reden wollet, will ich vergessen, was ich itzo vernommen habe. Mag es in der Chronik der Stadt Mainz einst auch berichtet sein, daß Johann Gutenberg druckte für den Isenburger — ich berichte nur, was mir erzählt wurde. Und erzählt ist's worden, wie Fust es gewollt hat.

Johann Gutenberg aber mag heimkehren nach Mainz.«

Stumm verbeugte sich Peter Schöffler und schlich von dannen.

Dr. Humery überbrachte dem greisen Meister die Nachricht, daß er zurückkehren dürfe. Der Kurfürst war sehr gnädig. Er ernannte »seinen lieben, getreuen Johann Gutenberg« zum Hofmanne und bot ihm an, zu Eltville zu leben. Aber Johann Gutenberg taugte nicht dazu. Er bat den Erzbischof und Kurfürsten um Befreiung von allen Hofpflichten, und Adolf von Nassau erließ sie ihm gern. Der alte, halberblindete Mann mochte schlecht zu der prunkvollen Hofhaltung passen. Meister Gutenberg blieb in Mainz. Der Kurfürst übergab ihm den Algesheimer Hof in der Hinteren Christophgasse. Dorthin ließ auch Dr. Humery alles Druckwerkzeug schaffen. Els Beildeck und das Kätherle kehrten zum Meister zurück und versorgten getreulich den Haushalt des Greises.

Johann Gutenberg druckte nicht mehr. Endlose Kämpfe um sein Werk, Not und Krankheit hatten ihn aufgerieben. Still saß er oft in der kleinen Werkstatt, nahm auch wohl noch einmal ein paar Lettern aus dem Kasten und feilte ein wenig daran herum. Aber seine Augen wurden trüber. Ein grauer Schleier schloß allmählich das Licht ab.

»Mutterle, Mutterle, kommt geschwind! Der Meister ist drunten in der Werkstatt. Arg seltsam tut er ausschauen, als sei er gar nimmer bei uns — spricht auch sonderliche Wort'!«

Die langen Zöpfe Kätherles flogen um die Schultern. Aufgeregt kam es zu Frau Els gerannt.

Als die beiden den Raum betraten, der jeden Tag sorglich gereinigt wurde, daß kein Stäublein auf dem Werkzeug lag und es immer so aussah, als solle sogleich die Arbeit wieder beginnen, stützte Meister Gutenberg sich schwer auf die Druckpresse. Sein Atem ging mühsam. Er hatte den Kopf dem Fenster zugewandt. Mattes Sonnenlicht fiel durch die Scheiben. Es war ein Februar-morgen des Jahres 1468.

»Bechtermünze zu Eltville . . . Albrecht Pfister zu Bamberg . . . Johann Mentelin zu Straßburg . . . Peter Schöffer zu Mainz . . . Ja, freilich, auch Peter Schöffer . . .«

»Meister! Was ist Euch? Ihr nennet Namen —«

Der fast erloschene Blick Johann Gutenbergs suchte die Els. »Sie drucken . . .« flüsterte der alte Mann, »Bücher und Schriften, überall. Ist nit umsonst gewesen, der Weg von Straßburg nach Mainz, nach Avignon und Basel, lang die Straß' — lang, aber nit umsonst . . .«

Schwäche überkam ihn. Els Beildeck wollte ihn stützen, wollte ihn zu einer Bank führen, aber er schüttelte den Kopf. Noch einmal richtete er sich auf.

»Müßt ihnen sagen, daß sie sollen Bücher drucken, für alle — Schulbücher, gute Schriften!

Sollen drucken mit reinem Herzen . . .«

Die Frau fing den Taumelnden auf. Mit Kätherles Hilfe schleppte sie den schwerer werdenden Körper nach der Bank hin.

»Meister! Meister Gutenberg!« rief sie erschrocken.

Sie bekam keine Antwort mehr.

Sacht strich ihre Hand über die Augen, deren Leuchten erloschen war.

Johann Gensfleisch zum Gutenberg hatte sein Leben zu Ende gekämpft.

Unsterblich wuchs sein Werk über die ganze Welt.

Groß und gewaltig für alle, die seine Kunst ausüben im Dienste der reinen Wahrheit, der Erkenntnis, der Wissenschaft, des Lernens und Lehrens –

zum Nutzen der ganzen Menschheit!

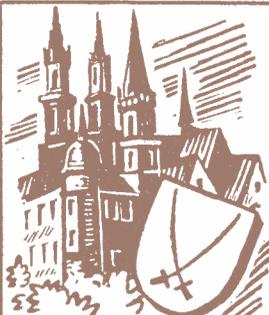


# DRUCKORTE ZUR ZEIT JOHANN



GENÈVE

1481



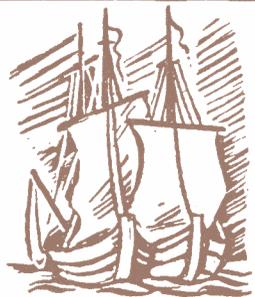
MEISSEN

1482



MÜNCHEN

1482



SCHLESWIG

1486



STUTTGART

1486



PRAG

1487



FREISING

1495



TÜBINGEN

1496



OFFENBURG

1496

# GUTENBERGS VON 1482-1500



INGOLSTADT

1484



HEIDELBERG

1485



MÜNSTER

1485



HAGENAU

1489



HAMBURG

1490



FREIBERG

1494



OLMÜTZ

1497



OPPENHEIM

1499



PFORZHEIM

1500





Schönfelder